

# Empfindsame Reisen.

---

Nebst einem Anhang  
von Reise-Berichten, = Skizzen, = Episteln,  
= Satiren, = Elegien, = Jeremiaden u. s. w.

aus den  
Jahren 1832 und 1835.

---

Von  
**L. Mellstab.**

---

Zweites Bändchen.

---

Leipzig:  
F. A. Brodhaus.  
1836.

*Ham*

INDIANA UNIVERSITY LIBRARY

PT 2453  
.R6 E55  
v. 2

5-18-71

## Das letzte historische Kapitel

fängt das zweite Bändchen an. Schon am Schluß des vorigen klangen mir wahrhaftig die Ohren von alle den Gott sei Dank, die ich innerlich vernahm, weil der lange Regenwurm des Kapitels doch endlich abriß, oder sich wie der Faden, an dem ich es hinaus gesponnen, nämlich der Rhein, in Holland im Sande verließ; vollends aber jetzt sehe ich die Leser ordentlich aufhüpfen vor Jubel, da sie die Ueberschrift lesen; und merken, daß wir nun an der Apokalypse halten, die bekanntlich (ich bemerke es für Irreligiöse) die heilige Schrift beschließt. Mein Kapitel soll weder so dunkel, noch so lang werden. Ich will mit Uebergang aller Abenteuer dem Leser nur eine kleine Schilderung von Holland machen. Zuerst muß ich aber noch von meiner Reisegefährtin nach **S e i f t**, der lie-

benswürdigen Karoline, sprechen. Leser, die das erste Kapitel meiner Reise nicht vergessen haben (was ich von mir selber nicht behaupten möchte), werden sich erinnern, daß Seist eine Herrnhuter-Kolonie, zwei Stunden von Utrecht ist, wohin ein junges Mädchen aus Gnadenfrei, meine erste Reisebekanntschaft, zum Besuch bei ihrer Schwester reiste. Einen ähnlichen Besuch machte Karoline, denn eine Jugendfreundin von ihr wohnte in der Kolonie. — Wir waren in Arnheim wohlbehalten angelangt. Karoline begab sich auf ihr Zimmer und trank daselbst den holländischen Thee. Ich meines Theils setzte mich an die erste holländische table d'hôte und versuchte Küche, Keller und Sprache. Wo nicht zu rasch gesprochen wird, kommt der Deutsche leidlich mit, zumal wenn er mit dem Plattdeutschen Bescheid weiß. Zwei „Mynheers“ saßen bei der Flasche und Pfeife, und politisirten mit brennendem Eifer. Ich hörte immer nur den Namen van Spenk, der als der Held der Nation ungleich mehr verehrt wird, als wir in Deutschland glauben. Da der Holländer bemerkte, daß ich aufmerksam zuhörte, war er so höflich, mir seine Ansichten deutsch auseinander zu setzen. Er sprach es nicht ohne Fehler, aber geläufig; seine Politik, wie überhaupt die aller Holländer, die ich kennen gelernt, war dieselbe, welche wir den König und die General-

staaten seit zwei Jahren befolgen sehen, d. h. erbitterter Haß gegen die Konferenz, starres Festhalten am holländischen Recht, und eine mit tieffter Verachtung gepaarte Wuth gegen die Belgier. Aus dem Standpunkte der Nation betrachtet, ist diese Ansicht nur zu loben, wenngleich ich sie nicht zur meinigen machen kann, mit Ausnahme der Verachtung der Belgier, welche ich vollkommen theile, und nicht bloß seit dem zehntägigen Feldzuge, sondern von dem Tage ihrer Revolution an, die von Pfaffen und Aristokraten schon unter Pögnac's Ministerium angeschürt, und im apostolischen Sinne beabsichtigt wurde. Im Jahre 1829 wollte man sich der liberalen Partei nur als Pöte bedienen, um die Kastanie vom Feuer zu holen; im Jahre 1830 schollen aber durch das mächtige Austreten des Stromes der Julius-Revolution die liberalen Bäche so unvermuthet an, daß die apostolischen und aristokratischen Brücken und Efelsbrücken sämmtlich weggeschwemmt wurden. Da nun der Strom sie trieb, behaupteten sie ihn zu leiten, und warteten ab, bis die wilde Fluth verlaufen sein würde, um dann ihre Dämme und Soche allmählig wieder herzustellen. In der Wahrheit aber herrscht nicht mehr liberales Princip in der belgischen Revolution, als in dem Verlangen der Gazette de France nach Primair-Versammlungen. — Aber wohin gerathe ich von

meiner table d'hôte! Und ich wollte dem Leser doch erzählen, daß mein Holländer in ein begeistertes Lob der deutschen Sprache ausbrach und rief: „Ja, mein Herr, jetzt lernen wir Alle hier Deutsch, denn es wird zu vortrefflich in dieser Sprache geschrieben.“ Ich bemerkte ihm, daß man vor 30 Jahren wohl besser geschrieben habe, doch er wollte es nicht Wort haben, und rief: „Was wollen Sie sagen gegen einen van der Welde, einen Ischokke, eine Schoppenhauer, einen Hoffmann, eine Karoline Dächler (ich fing an leise zu hoffen, er werde auch mich nächstens nennen), einen Zimmermann, und vor allem einen Claren.“ Hilf Herrgott! wenn der Mann mich jetzt noch nennt, so schwöre ich die Schriftstellerei ab. Denn getadelt zu werden, das läßt sich aushalten, doch in solcher Gesellschaft bewundert, das geht über meine Kräfte. Der Himmel fügte es aber gnädig; der Mann war in der Literatur noch nicht so weit vorgerückt, um mich zu kennen, und im Uebrigen ließ ich ihm seinen literarischen Glauben sehr gern. Er hatte aber noch andere originelle Ansichten, wovon ich folgendes Beispiel geben will. Die junge Tochter bot mir nach der holländischen Sitte nach Tische eine Lompfeife an; ich danke. „Mein Herr raucht nicht?“ fragte er verwundert; „raucht man in Deutschland nicht allgemein?“ — „So ziemlich; doch mit Unterschied. J. B.

niemals an eleganteren öffentlichen Orten, und in gebildeten Ständen auch nie in Damengesellschaft, selbst nicht in den Zimmern der Damen.“ — „Ja,“ rief er feierlich bewegt, „auch hier in Holland kommen die alten ächten Sitten ganz in Verfall, die Männer werden Weiberknechte! Ja, auch hier, mein Herr, fängt man an, in Damengesellschaften das Rauchen zu unterlassen, und der Mann muß sich, unwürdige Sitte, empörende Umkehrung der Natur, den Launen des Weibes bequemen!“ Der kruzbrave Holländer sah dabei in der That so tief bekümmert aus (denn der Fall seines Vaterlandes schien ihm nun unvermeidlich), daß ich ihn zu trösten beschloß. Ich hielt ihm daher eine pathetische Rede, worin ich ihm darthat, daß stets die tapfersten Völker und Männer den Frauen auf das feinste gehuldigt hätten, daß Ritterlichkeit und Minnedienst von Anbeginn Geschwister gewesen seien, daß die wahrhafte Großmuth nur von dem wahrhaft Starcken ausgeübt werden könne, und daß es immer ein Zeichen der Schwäche sei, wenn man durch kleinere Bewilligungen gegen das schöne, schwache Geschlecht in Besorgniß gerathe, zu größeren gezwungen zu werden. „Schreiben Sie daher,“ erhob ich meine Stimme am Schluß, „den jetzigen Unglücksstand Ihrer vaterländischen Angelegenheiten, mein Herr, nicht dem zu, daß die Männer anfangen, in

ihrer Lebenssitte den Frauen zu weichen, sondern vielmehr dem, daß sie es nicht schon längst gethan haben. Napoleon erfocht Siege von den Pyramiden bis zur Ostsee, vom Tajo bis zur Moskwa; aber seine Soldaten rauchten nur im Bivouac, und niemals, wo eine lebenswürdige Wirthin in ihrem Quartier waltete.“ Der Holländer kratzte sich hinter's Ohr; gar gern hätte er sein Tabaksrecht noch weiter vertheiligt, doch er mußte sich aus Mangel an Argumenten ergeben. Um ihn zu trösten, sprach ich, und aus voller Ueberzeugung, von der Hochachtung, die sich die Holländer durch den letzten Feldzug erworben hätten, von der Bewunderung, die van Speyk gefunden, und von der Verachtung, in welche die Belgier, für deren Sache man sich Anfangs so lebhaft interessirt hatte, weil man sie wirklich für eine der Freiheit hielt, jetzt gesunken seien. So kam die Nacht heran und ich legte mich zum ersten Male auf holländischem Territorium schlafen, und zwar in einem großen, breiten Gardinenbett, mit den feinsten Ueberzügen und in einem durch einen schönen Teppich verzierten Zimmer. —

Die Sonne schien mir hell ins Fenster, als ich erwachte. Da die Dilligence nach Utrecht erst um 7 Uhr abgeht, und es eben Sechs schlägt, habe ich Zeit, dem Leser Arnheim zu schildern, womit ich zugleich



ein für allemal das zierliche Genrebild einer holländischen Stadt, die einander mit wenigen, durch die Lage veranlaßten Unterschieden, aufs Vollkommenste gleichen, gemalt haben will. Aber nicht eher, als bis ich auf holländische Art gefrühstückt habe. Es geschieht insgemein im Gastzimmer, wo sich die Bewohner des Hauses versammeln. Der Tisch ist mit einer Kaffee-Serviette reinlich gedeckt. Auf demselben steht in einer Wedgewood-Büchse die frischeste Butter, ein sauber gehaltener Käse (gewöhnlich ein Edamer, weil dieser nicht zu groß ist), eine Schale mit Zucker, eine Büchse mit Thee und in zierlichen Körben geröstetes Weißbrod und schwarzes Honigbrod oder Pumpernickel. Neben dem Tische auf einem Kohlenbecken kocht das Wasser in einem blank geschauerten Theekessel. Außerdem ist auch frisch gemachter Kaffee bereit; den Thee aber bereiten sich die Frühstückenden selber. Der Beschreiber dieser Reise pflegt eigentlich gar nicht zu frühstücken, allein dieser reinliche, zierliche Apparat, daneben die schmucke junge Tochter mit ihrem weißen Strichhäubchen, den großen goldenen Ohrbommeln, dem blanken Lag und dem saubern Schürzchen, die gutmüthige Höflichkeit, mit der sie uns zum Essen einladet und fragt (versteht sich holländisch): „Was soll mein Herr frühstücken, Kaffee oder Thee?“ — Alles dieses, verbunden mit der

Trefflichkeit der Nahrungsmittel reizt den Appetit so ungemein, daß man in der That leicht verleitet wird, das Gelübde der Fasten zu brechen. Ich that es ohne die mindeste Reue. Früh, d. h. um 6, 7, 8 Uhr, frühstückt man insgemein Thee; zum zweiten Frühstück gegen 12 oder 1 Uhr nimmt der Holländer gewöhnlich Kaffee. Den Thee macht sich in Wirthshäusern der einzelne Gast selbst, und consumirt dazu an Thee so viel, als ihm gut dünkt; wo mehrere zusammen frühstücken, ist das Theemachen eine Höflichkeit, wie etwa das Weineinschenken; sind Frauen zugegen, so übernehmen diese das Geschäft, und bereiten auch, wenigstens in Familienkreisen, den Männern das Butterbrod, was sie mit eigenthümlicher Zierlichkeit zu verrichten wissen. Und dies ist nicht ganz leicht, denn der Holländer verlangt, daß sein aus vier Bestandtheilen, Weißbrod, Butter, Schwarzbrod und Käse, combinirtes Butterbrod nach ganz eigenthümlichen Gesetzen sehr genau zugerichtet werde. — In Arnheim übernahm die liebenswürdige Karoline diese einladende häusliche Pflicht, und übte sie so geschickt, daß mein Holländer vom Abend zuvor ihr das Kompliment machte, sie sei zwar eine Fremde, wisse aber vortrefflich holländisch zu leben, und schneide weder den Käse wie ein Boot, noch das Brod wie eine Schute. Denn es ist ein holländisches Sprichwort,

welches ich indessen deutsch geben muß, weil ich das Holländische vergessen: „Wer meinen Käse schneidet wie ein Boot, den bringe ich zur Thür hinaus, wer mein Brod schneidet wie eine Schute, den laß ich nicht mehr ins Haus.“

Nach dem Frühstück wanderten wir in Arnheim umher. Die größte Reinlichkeit der Gassen und des Pflasters, oft Trottoire von Bliesen, sehr breite und hohe, im untern Geschoß fast bis auf den Boden reichende Fenster mit spiegelblanken Scheiben, dagegen die Häuser selten von mehr als drei Fenstern in der Front, weil die meisten mit dem Siebel nach der Straße gekehrt sind, große, grüne Jalousien, oft die schönsten Blumen hinter den Fenstern — das sind die allgemeinen Kennzeichen, die man in den Steckbrief jeder holländischen Stadt setzen muß. Viele Städte haben noch die Eigenschaft, mit Kanälen durchschnitten zu sein, so daß die meisten Straßen Quais bilden, auf holländisch Grachten genannt. Arnheim entbehrt dieses, wenigstens so weit ich es kennen lernte; dagegen besitzt es, wie ebenfalls fast alle holländischen Städte, einen herrlichen Münster, mit hohen grünen Bäumen umpflanzt. Der Eindruck einer holländischen Stadt ist überaus angenehm; denn bei aller neueren Wohlhabenheit und Lebensbequemlichkeit, die sie darbietet, versetzt sie uns doch in die mittelal-

terliche Lichtigkeit und trägt gewissermaßen immer ein historisches Gepräge an sich. Namentlich ist es das wohlhabende Bürgerthum, mit seiner Bürgerehre und Sitte, das uns überall anspricht. Man sieht wenig Spuren des Feudalismus, keine Paläste, keine müßigen Lakaien und Diener vor den Hôtels, keine hohle Pracht in Karrossen und Pferden; dagegen aber auch keine ärmliche Hütte, keine Unreinlichkeit, sondern überall gleichmäßige Ordnung, Wohlhabenheit, geblegenen Besitz. Die holländischen Städte erscheinen uns noch heute so, wie die Reichsstädte uns aus dem Mittelalter geschildert werden, wie aber heut zu Tage weder Augsburg noch Nürnberg mehr aussehen, weil man neben den Spuren des alten Glanzes zu sehr die der gegenwärtigen Armuth und Verfallenheit entdeckt. Auch großer Reichthum fehlt, wie Jedermann weiß, den holländischen Städten nicht, doch ist es nicht jener müßige, todtte, nur auf äußerlichen Glanz gerichtete des Feudalismus, welcher sich nur in einer Anzahl vergoldeter Sklaven (Lagediebe, die eben so müßig und nutzlos sind, als ihre Herren), in übermäßigen Palästen und Gärten kund giebt: sondern es ist der thätige wirksame, in Gewerbe, Verkehr und Staat eingreifende Reichthum, der sich nach Schiffen auf der See, nach dem Betrag umlaufender Wechsel, nach den Tausenden nützlich beschäftigter freier Arbeiter

mißt. Es ist der ehrenwerthe Reichthum, der nicht von einem todtten, stillliegenden Kapital gemächlich zehet, sondern nur aus dem steten Betrieb, aus der unermüdeten Thätigkeit sich hält und trägt, und sich immer neu erzeugt und mehrt. So erscheint er, zumal in Amsterdam und den andern Handelsstädten. In Arnheim, im Binnenlande, nahe der deutschen Grenze gelegen, scheint mir mehr gleichmäßige Wohlhabenheit zu herrschen; wäre dies ein Nachtheil, was ich nicht behaupten möchte, so würde er durch die reizende Lage des Ortes an einem hier wieder zum stillern Fluß gewordenen Arm des getheilten Rheinstromes, durch die reizenden grünen Hügel und Matten, welche die Stadt umlagern, mehr als aufgewogen.

Mein Spaziergang mit der lebenswürdigen Karoline war uns beiden, obwohl sie Holland nicht zum ersten Male betrat, sehr erfreulich, und wir bedauerten es, nach wenigen Stunden schon wieder die Diligence besteigen zu müssen, um durch Seist nach Utrecht zu fahren. Die Diligence, wie Alles hier, Privatunternehmung, geht täglich auf zwei Wegen von hier nach Amsterdam, nämlich über Utrecht und Amersfort. Der Wagen hat ein altmodisches Ansehen, ist aber sehr bequem mit rothem gepreßtem Sammet weich gepolstert, und durch große, helle Glascheiben, die man nach Belieben auf und nieder lassen kann, ge-

schlossen. Bei der großen Schnelligkeit und Bequemlichkeit dieser Wagen, und bei dem in einem Lande, wo so viel gereist wird, wo auf jeder halben und Viertels-Tagereise Städte von 20 bis 50,000 und mehr Einwohner liegen, erzeugten feinem Ton der Reisenden, ist es natürlich, daß jeder Gebildete von dem ärmlich beginnenden Handlungsdiener an, bis zu dem Amsterdamer Kaufmann, der durch seine Millionen die Börse beherrscht, mit der Diligence fährt. Zwar wird, die einzige Unbequemlichkeit für Damen, in derselben geraucht; allein einmal sind die Holländerinnen daran gewöhnt, und zweitens raucht der Holländer einen so feinen Tabak und so discret, daß sechs rauchende Holländer noch nicht die Unbequemlichkeit eines dampfenden Deutschen erregen.

Der Leser verwundert sich vielleicht, daß ich so plötzlich in den Ton der breiten, authentisch soliden Reisebeschreibung ver falle; allein so sehr ich Holland loben muß, das Land der Abenteuer, der romantischen Ereignisse ist es nicht. Die Wirklichkeit und die Behaglichkeit des Lebens sind bis in die kleinsten Dinge zu deutlich ausgeprägt, um der Ahnung und der Phantasie viel Spielraum zu lassen. Ein wohl eingerichtetes, tapezirtes, meublirtes Zimmer taugt lange nicht so zu Geistererscheinungen und Abenteuern, wie das öde Gemach eines alten Schlosses, wo der Wind durch

Fenster und Schloß pfeift, aber der Hentler wohne  
 in einem solchen Eulenneß. Höchstens paßt sich Hol-  
 land zu einigen poetischen Stilleben oder Genrestücken,  
 (die Seestücke darf ich freilich nicht vergessen), und  
 holländische Dichter werden in derselben Weise groß  
 sein, wie die holländischen Maler. An der Küste  
 müssen beide wachsen, denn jedes Küstenland grenzt  
 an das dichterische unermessliche Reich des Meeres.  
 Vorläufig fahren wir indessen auf den ebensten Chau-  
 seen durch ein anmuthiges Gartenland hin, welches  
 vor der Thoren von Arnheim beginnt, und fast ohne  
 Unterbrechung bis Utrecht und Amsterdam fortbauert.  
 Unter einem Gartenlande verstehe ich aber hier nicht  
 bloß schwarzen, fruchtbaren Gartenboden mit Kraut-,  
 Kohl- und Salatbeeten, sondern einen wahrhaften  
 Park, in welchem reizendes Tiefgebüsch (vorzüglich Eis-  
 chenbüschung) mit hohen, herrlichen Bäumen, Blu-  
 menstücken, malerischen Wiesen, auf denen sich die  
 Heerden gruppiren, geschmackvollen Landhäusern, zier-  
 lichen Dörfern, schlanken Glockenthürmen, Hecken,  
 Brücken und Stegen, abwechselt. In der Nähe von  
 Arnheim erhöht sich der Reiz noch dadurch, daß der  
 Weg sich wechselnd durch Senkungen und über sanfte  
 Anhöhen zieht, von deren Gipfel man das silberne  
 Band des Rheins und den bunten Teppich der Fel-  
 der, Wiesen und Gebüsch, mit den hell eingewirkten

Sternen der Städte und Dörfer, weit überblickt. Nach einer Stunde erreicht man die eigentliche holländische Ebene, durch welche die Chauffée in geraden Linien, aber stets von Buschwerk eingefasst, sich hingieht.

Ich werde dem Leser jetzt ein kleines Verzeichniß von Merkwürdigkeiten machen, die der Reisende auf der Straße von Arnheim bis Utrecht antrifft. Merkwürdig aber nenne ich Alles, was mir und meiner liebenswürdigen Schutzempfohlenen, die lächelnden Angesichts neben mir im Kabriolet der Dilligence sitzt, auffällt, und wonach wir unsern Nachbar fragen.

Das erste sind die holländischen Heuschöber. Poß tausend, jetzt merkt man's, daß hier von Poesie nicht viel die Rede sein wird, denn wo man mit Heuschobern anfängt, da ist man nicht weit vom Misthaufen. Ganz recht, würdigster Leser, es wird auch, wenigstens vom Kuhstall, vom Dünger u. s. w. die Rede sein. Also von den Heuschobern. Wie heißt der Ort da hinterm Gebüsch, fragte ich meinen Nachbar? — Welcher? — Nun der dort mit dem hohen, viereckigen Kirchthurme? — Mein Nachbar, ein geborner Holländer, sah erstaunt rings umher, konnte aber den Kirchthurm nicht entdecken; dafür sah ich plögllich zwei, drei, vier — es waren Heuschöber. Für Architekten werde ich ihre Bauart hier schildern.



Man nimmt vier gerade, hochgewachsene, glatt abgeschälte Stämme, die zu Masten dienen könnten. Diese rammt man im Quadrat in den Boden, und zwischen diesen vier Pfählen wird das Heu sehr sorgfältig, immer in sanft abschüssiger Lage, aufgepackt, so hoch, wie es die Pfähle zulassen. Oben darüber baut man ein Dach in Form einer viereckigen Pyramide; dieses ist meist durch das Heu selbst gebildet, bisweilen von glattem Stroh, selten von Schindeln oder Reisig. Aber es ist beweglich und senkt sich an den vier Pfählen hinab, wenn das darunter aufgespeicherte Parallelepipedon des Heues durch Abnehmen für den Bedarf verkürzt wird. In dieser einfachen Form erhält sich der große Heuvorrath, ohne auf Böden gepackt zu werden, im Freien den ganzen Winter hindurch. — So eben erfahre ich, daß man in unsern Bruchgegenden diese Kultur hier und da nachahmt; ich komme also für diese Landwirthe mit meiner holländischen Weisheit zu spät. Mögen denn die Andern hier lernen. —

Obwohl man sie auf dem Wege nach Utrecht noch eben nicht antrifft, so will ich doch gleich der holländischen Windmühlen gedenken. Es muß nämlich Wunder nehmen, in Gegenden, welche fast gar kein Korn haben, sondern nur Wiese und Heide:

land \*), so unendlich viele Mühlen anzutreffen. Aber sie mahlen auch kein Korn, sondern es sind Wassermühlen, in Form der Windmühlen gebaut. Neues Räthsel! Kurz und gut, es sind Schöpfmühlen, die durch Schöpfräder, oder eine archimedische Schraube, das Wasser aus den Poldern schaffen, wenn die See hineingetreten ist, oder das Grundwasser zu hoch steigt.

---

Auf den Wiesen an der Küste sieht man häufig krumme, etwa 6 Fuß hohe Stäbe, die fast wie Hörner aussehen. Man fragt sich, wozu sie dienen. Es

---

\*) Denn Holland hat selbst auf der blühenden Straße, die der Leser eben mit mir durchfährt, an andern Orten aber noch viel mehr, weite, wüste Strecken, mit dem dürrsten Heidekraut bedeckt; allein sie sind meist immer durch das reizende Laubgebüsch, welches die Landstraßen 60, 80, 100 Schritt breit, künstlich angelegt, begleitet, dem Auge verdeckt. Diese ursprünglich wüste Natur des Landes ist ein Zeugniß mehr für den rastlosen Fleiß, mit dem die Bewohner es zu einem Paradiese (man erinnere sich, daß *Παράδεισος* ursprünglich ein Garten heißt) umgestaltet haben. Namentlich sind diese Heidestrecken in der Provinz Ober-Visfel fast unermesslich zu nennen; aber dennoch hat der Weg hindurch etwas Heiteres, wenngleich er einformig ist.

sind Wallfischkiefen, die man eingräbt, damit das Vieh sich daran scheuern möge, und die besser dazu taugen, als irgend ein Pfahl oder Stamm, der entweder zu glatt ist, oder vielleicht zu scharfe Astspitzen hat, während die Wallfischkiefer mit ihrer rauhen, harten Oberfläche die stattlichen Rinder aufs Angenehmste reizt.

---

Man begreift kaum, wie es möglich ist, die Schaufen fortwährend durch so anmuthiges Gebüsch, in welchem schattige Fußpfade hinlaufen, - fortzuführen. Es ist aber nicht bloß der Schönheit wegen, sondern auch zum Nutzen da, denn diese jungen Eichenanpflanzungen, die man selten bis über das siebente Jahr stehen läßt, geschehen des Verbrauchs der Rinde wegen, und werden daher nach Verlauf etlicher Jahre kahl weggemäht, was cum grano salis zu verstehen ist. Aber schon das nächste Frühjahr treibt so viel junges Grün heraus, daß das Auge sich daran erquickt, wenn gleich ein Liebespaar sich noch nicht in dem Gebüsch verstecken kann, wozu das höher Aufgeschossene so lockend einladet. Besonders mich, der ich mir nichts Angenehmeres denken konnte, als an der Seite meiner liebenswürdigen Nachbarin auf diesen

versteckten schattigen Pfaden dahin zu wandeln, und an reizenderen Stellen zu ruhen.

Aber es fährt sich auch ganz allerliebft durch das freundliche Land. Nicht fünf Minuten vergehen, daß man nicht zur Seite ein zierliches Landhaus, mit langen, bis auf den Boden reichenden Spiegelfenstern, mitten in den farbenreichsten Blumenstücken gelegen, oder auf einem grünen Wiesenteppiche emporsteigend, oder halb versteckt im Gebüsch erblickte. Und wie oft sieht man Gruppen schöner Bewohnerinnen in den offenen Gartensälen oder Pavillons! Wenn mir die Patent-Papierfabrik in Berlin einen Bogen liefern wollte, der länger wäre, als die Friedrichstraße, ich müßte dennoch einen Laptdarstyl schreiben, um alle einladenden freundlichen, geschmackvollen, reichen, ja mitunter prächtigen Landsitze zu beschreiben, die zum Vergnügen des Reisenden an die Straße von Arnheim nach Utrecht gebaut sind. Eines aber sieht Jeder mit Neid an; es ist das des indischen Gouverneurs van Capellen, welches im eblen, einfachen Geschmack, aber doch reich erbaut mitten in dem Park auf einem sanft gehobenen Rasenhügel liegt. Vor dem Hause breitet sich der anmuthige Wiesenteppich aus, in den die Zungen des Gebüsches malerisch hineinspringen. Ein silberheller Teich blinkt aus dem Grün hervor, Schwäne wiegen sich auf der Welle;

auf den in das Gebüsch eingesenkten Wiesenbüchten lagern Gruppen stattlicher Heerden; ein wunderschönes Roß von arabischer Zucht weidet auf dem Wiesenabhange vor dem Hause und scheint in seinem leichten Gange und Sprünge kaum die Rasenhalme einzubiegen. Kurz, es ist ein unbeschreiblich angenehmer Aufenthalt, nur nicht für den General van Capellen, der in Java vielleicht am schwarzen Fieber krank liegt, oder von den Schwarzen des Diepo Negoro gespießt und gebraten wird, während die Vorüberfahrenden den glücklichen Mann beneiden. An Chronologie ersuche ich hier Niemanden zu denken, wohl aber zu beachten, daß ein Zeitungsschreiber wie ich recht gut weiß, wie es mit Diepo Negoro und van Capellen im Jahre 1832 im September stand. Die Kunst des Poeten ist aber viel öfter die, sein Bißchen Gelehrsamkeit zu vergessen, als es heraus zu kramen; und dennoch thun Alle lieber das Letztere und am meisten ich selber. B. W. gleich jetzt, indem ich mit Sachkenntniß von den holländischen Chaufféen sprechen will. Mir dünkt, ich habe wohl ein Recht, Ignoranten über die Achsel anzusehen, die nicht einmal wissen, daß die Chaufféen in Holland gemauert sind, und zwar von festen Backsteinen, in leichter Wölbung. Daher fährt sich's auch so eben und geräuschlos darüber hin, daß man mitten im schnellsten Fahren sich ungezwungen unter-

halten kann. Niemandem kam dies besser zu statten als mir, der ich meinen Nachbar tausenderlei fragen, meiner Nachbarin tausenderlei sagen mußte.

Doch starkes Licht, starker Schatten, diese Vortrefflichkeit der Chausseén hat auch Niemand so sehr zu beklagen, als ich selbst, denn sie verkürzte mein Zusammensein mit der lebenswürdigen Karoline wenigstens um einige Stunden. Ehe ich's dachte, waren wir in Seist, diesem reinlichen, anmuthigen Dertchen, dessen Häuser alle zwischen grünen Gebüschén zerstreut sind, so daß man es, wie die meisten holländischen Dörfer, eigentlich einen Park mit Landhäusern nennen kann. Leider ward mir zum Abschiede auch nur eine Minute Zeit gegeben, denn die holländischen Dilligencen sind unerbittlich wie die Zeit selber; sie eilen vorwärts ohne Rast noch Ruh und ich würde sie unbedingt der flüchtigen Zeit vergleichen, wenn sie ihre Fahrten nicht auch zurück machten, was die Zeit bis jetzt noch nicht gethan hat. Sie verrann vielmehr sogar in der Minute, wo wir vor dem Gasthose von Seist hielten, über dessen Thür so gut wie über allen holländischen Gasthäusern die Worte: „Logement en Paarde“ standen, unglaublich schnell, so daß ich meiner anmuthigen Begleiterin kaum vom Wagen helfen konnte. Gemeine Seelen fürchten sich vor einer Abschiedsstunde, weil sie überhaupt jede tiefere Bewegung, die sie aus ihrem fla-

chen Lebensgleise treibt, hassen, indem sie dadurch in dem gemächlich flatterhaften Genuß der Alltäglichkeit gestört werden; mir jedoch sind Abschiedsstunden die süßesten, weil in ihnen die Liebe in unserer Brust wächst, und wir das fremdeste Herz wärmer und bewegter an dem unsrigen schlagen fühlen. Aber ich verlange Zeit und Ruhe zum Abschiednehmen; das Schicksal soll mir die, die ich liebe, nicht mit einem pfeilschnellen Strom vom Herzen reißen, sondern mich durch ein sanftes Wellenspiel von ihnen trennen, damit ich ihnen noch lange zulächeln und zuwinken kann. Wenigstens gönne es mir so lange Zeit, bis das geliebte Wesen, welches sich von dem Ernste des Moments erschüttert an meine Brust lehnt, in meinen Armen erwärmt ist, und auch den Sonnenblick in der Brust empfunden hat, der sich in den Abschiedstränen bricht, und einen sanften Regenbogen auf dem dunklen Flügel der schwermüthig vorüberschwebenden Scheidestunde schimmern läßt. Aber wie in Seist, außer Athem, beinahe den Hals brechend aus dem Kabriolet springen zu müssen; ein holdes, doch etwas bewegtes Wesen vom Wagen zu heben und ihr kaum die Hand küssen zu können, geschweige sie selbst an die Lippen und in die Arme zu pressen; kaum die Zeit zu finden, ihr einen Gruß an die fromme Emilie, meine erste Reisebekanntschaft, auftragen zu können;

statt sanfter Melodien, die die weiche Seele weicher stimmen, nichts zu hören als schnaufende Pferde, ein Monitum des Conducteurs, rasch wieder aufzusteigen, und die Frage der ungedulbigen Reisenden: „Seht's bald vorwärts?“ einen solchen Abschied, bei dem man beinahe mit der Peitsche auseinander gejagt wird, den hole der Henker! Dahin hat ihn der Leser auch gewiß schon gewünscht, wenigstens die verzwickte Periode, in der ich ihn schilderte. Mit halb verrenktem Halse konnte ich der lieben, graziösen Frau freilich noch eine Zeit lang nachsehen und mich darüber freuen, daß auch sie noch einige Male dem davon rasselnden Wagen nachblickte, und mit leiser Bewegung des Hauptes grüßte. —

Es war mir, als seien Sonnenschein und Farbe von der Landschaft genommen, seit sie mir nicht mehr zur Seite saß, und alles anlächelte, was ihr wohlgefiel. Das grünste Grün der Gebüsch, das blaueste Blau des Himmels, der silbernste Silberblick der Wasser, die zierlichste Zierlichkeit der Gärten und Häuser, alles schien mir grau, blind, kalt, todt. Meine Sentimentalität mag dem wißbegierigen Leser sehr langweilig sein, weil er mehr über Holland von mir zu erfahren hofft, aber ich kann ihm nicht helfen; bevor ich nicht in Utrecht ordentlich zu Mittag gegessen habe, ist mit mir nichts Vernünftiges mehr aufzustellen,



zumal wenn man während des Schreibens von tanzlustigen Mädchen gequält wird, ihnen ihren Lieblingswalzer vorzuspielen, nach dem sie sich auf dem letzten Balle im Kolosseum schwindlig gedreht haben. Denn der Leser bildet sich ein, ich sitze in Holland auf der Diligence, aber leider weiß ich es besser, als er, daß ich in dem Lumpennest Berlin hocke, und mich bei dem vertheuelt kalten Frühjahr durch die Erinnerung an meine schönen Reisetage vor Schwarzgallsucht zu schützen suche.

Während dieser Abschweifung sind wir indessen hoffentlich in Utrecht im Hôtel des Herrn van der Meulen angelangt, und fahren im Hofe ein. Hier empfangen mich zu liebe Arme, als daß ich die vertraute Stunde des Wiedersehens unheilig der Öffentlichkeit Preis geben sollte in dieser Reisebeschreibung. Jeder Leser weiß ja auch, und vielleicht jede Leserin noch mehr, was ein Wiedersehen mit den Liebsten auf der Erde sagen will, wenn sie uns durch Zeit, Ferne und vielfältig wechselnde Schicksale auf lange Jahre entrückt waren! — — —

Ich hoffe, die obigen drei Gedankenstriche und der muthmaßlich ansehnliche Durchschuß, den der Herr Setzer zwischen der letzten Zeile des vorigen und der ersten dieses Absatzes gemacht hat, werden hingereicht haben, den Le-

ser wieder in die berbe, ordentliche Lebensstimmung zu versetzen, in der man etwas Vernünftiges anhören kann. Ich will versuchen, etwas der Art vorzutragen. Es sind meine Ansichten und Erfahrungen über holländische Kochkunst, insonders über Kalbskeulen, Kalbscheiben, Kalbscoteletten, Beefsteaks, Kostbeef und einige Gemüsearten. Deutschen Hausfrauen von Bildung wird jetzt diese Reisebeschreibung einen gewissen Werth erhalten, und auch ihre Männer werden, denke ich, der oberflächlichen Lectüre nicht mehr zürnen, wenn ich mich folgendermaßen auslasse. Ein holländisches Kalb ist, um ein wenig mit Phrasen der neuern Schule um mich zu werfen, die vollendet substantiirte Idee des Fleisches. Der Gedanke ist rein in der Form aufgegangen, die Materie durch den Geist völlig gesättigt; aber nur, wenn die resp. Keule oder Cotelette gut behandelt ist. Alle Eigenschaften, die man je vom Fleisch gefordert hat, culminiren in den holländischen Kälbern. Zartheit, Festigkeit, Kraft, Milde, sogar die äußerlichste, ein einladendes Weiß, fehlt nicht. Frisch gefallener Schnee sieht grau aus gegen den Durchschnitt einer holländischen Kalbskeule, und den Bruch des cararischen Marmors verachte ich mit Recht gegen den des kurzen Rippenfleisches einer Cotelette, wie man sie in Holland auf der Tafel sieht. In Berlin pflegen geizige Hausfrauen zwei unserer

illiputanischen Kalbscotelettchen für den Mann bei der Garnitur eines Gemüses zu rechnen; vernünftige rechnen drei. In Holland rechnet eine verschwenderrische Frau zwei Männer auf eine Cotelette und versorgt ihre Gäste doch noch ungleich reichlicher. Wer mir nicht glauben will, wird überzeugt werden, wenn ich ihm definire, was eine Kalbscheibe sei. Ich wette, meine gelehrten Leserinnen wissen es nicht. Eine Kalbscheibe ist der durch zwei vertical auf den Röhrenknochen der Keule gestellte Durchschnittsebenen bewirkte Parallelschnitt, oder, wenn ich die Keule als einen Keil betrachte, der mit der Grundfläche parallel geführte zwiefache Kreischnitt. Ich hätte nicht geglaubt, jemals die Theorie der Kegelschnitte bei einer gastronomischen Abhandlung nöthig zu haben, man sieht aber, was es fruchtet, wenn man in der Jugend etwas gelernt hat, sogar wenn man's im Alter wieder vergißt. — In der Kalbscheibe steht der Schenkelknochen als Centrum; alle Fleischfasern sind quer durchgeschnitten; und da das Aufschneiden dieses cylinderartigen Stückes (ich sah es Anfangs für einen großen Pudding an) parallel mit seiner Grundfläche immer um die Achse des Knochens herum geschieht, so wird auch jeder einzelne Schnitt quer durch den Fleischfaden geführt. Welche unberechenbare Vortheile dies für den Wohlgeschmack gewährt, wird schon ein Schü-

ler der Kochkunst ahnen, geschweige solche Meisterinnen, wie die, für welche ich hier schreibe. Ich bemerke, daß Kalbsseiden, die immer 20 bis 25 Pfd. wiegen, für kleinere Haushaltungen auch halbirrt werden; alsdann wird der Knochen herausgenommen und das Halbrund durch einen hölzernen Nagel, den der Fleischer eintreibt, wieder zum Kreise geschlossen. Im Anhang sage ich nur noch, daß eine ganze Kalbskeule 40, auch 50 und 60 Pfd. wiegt. Wer mich für einen Münchhausen hält, wende sich an die Geschworenen der Schlachtsteuer, damit sie ihm die Wahrheit sagen. —

Wenn das Kalb gewissermaßen die weibliche Schönheit des Fleisches vertritt, so repräsentirt der Dachs die männliche; die zweite Hälfte des Gleichnisses dispensirt mich wohl davon, wegen der ersten um Verzeihung zu bitten. Von einem holländischen Beefsteak darf ich nichts weiter anführen, als daß es mich von des Morgens um 10 Uhr bis Abends um 11 Uhr gesättigt hat; holländisches Kostbeef erkennt nicht einmal das englische für seinen Vorgesetzten, und wie beide Völker einst Nebenbuhler zur See waren, so sind sie es jetzt noch in Allem, was das Rindvieh und seine Dependenzien, d. h. Milch, Butter, Käse u. s. w., anlangt. Ein holländisches Rinderfilet heißt in der Kunstsprache der Haas; dieser Haase aber hat die

Größe eines tüchtigen Damhirschrückens, ja nicht selten die eines Hirschrückens. Er wird (dies erzähle ich allen deutschen Hausfrauen) aber auch fast nie im Ganzen, sondern immer in einzelnen Stücken verkauft, und es ist fast so ungewöhnlich, das ganze Riesenstück zu verlangen, als bei uns Theile desselben. —

Man könnte nach dem bisher Gesagten die Meinung haben, als lebe der Holländer nur von Fleisch; irrthümlich, denn sogar in der bescheidensten Haushaltung müssen drei Gemüse mindestens die Trabanten des mächtigen Fleischstückes sein. Freilich entbehren die Holländer in ihrem häuslichen Leben einer Gewohnheit, der ich schwer entsagte; sie essen nämlich selten oder niemals Suppe. Dies liegt vorzüglich darin, daß sie einmal kein Suppenfleisch essen wollen, d. h. solches, dessen Kraft bereits ausgesogen ist, und doch andrer Seits zu gute Hausfrauen sind, um so bedeutende Fleischstücke wegzuworfen; denn selbst der Diensthote hält es fast für unmöglich, so ausgekochtes Fleisch zu genießen. Die Entbehrung der Suppe wird dem Holländer auch vorzüglich dadurch erleichtert, daß er zwei Mal am Vormittage Thee oder Kaffee, und wenigstens ein Mal des Nachmittags Thee genießt. Unter den Gemüsen zeichnen sich vorzüglich die holländischen Mohrrüben aus, welche ungemein wohlschmeckend sind, sodas sie sogar mich, einen Segner dieser Kost, ver-

söhnten und mir sehr wohl behagten. Dagegen ist die holländische Bereitung der Kartoffel, die belläufig niemals auf dem Tische fehlen darf, nicht nach meinem Geschmack, indem diese Frucht geschält und dann in Wasser und Salz gekocht wird. Eine andere Art der Bereitung giebt es nicht, weil der Holländer, ein Princp, das ich im Allgemeinen sehr billige, alles au naturel genießt. — — —

Ich dächte, mein gastronomisches Kapitel wäre lang genug ausgefallen, obwohl ich freilich noch Gelegenheit hätte, einige Bogen mit Bemerkungen über die Zahl und Trefflichkeit der Seefische, besonders der Heringe im August, über andere Delicatessen, welche das Meer liefert, über mancherlei eigenthümliche, sehr feine Geflügel, über Schildkrötenuppen, und tausend andere gute Dinge, zu füllen. Doch auch die Schattenseite müßte ich dann freilich näher ausführen, z. B. die Kindheit und fast carabische Rohheit, in der sich die Kunst der Kuchenbäcker und Conditoren befindet, so daß man selbst zu Amsterdam auf Bestellung nur mit Mühe eine schlechte Art von Biscuit erhalten konnte, mit dem eine Berliner Hausfrau höchstens ihren Gefändetisch besetzen würde u. s. w. Doch wie gesagt, ich schliesse, denn ich muß nothwendig jetzt mit dem Leser einen Gang durch Utrecht machen, damit er wenigstens das davon kennen lerne, was ich in

Augenschein nahm. Es beschränkt sich auf die Betrachtung des sehr hohen, würdig gebauten Thurmes, der bei einer durch die Belagerung im spanischen Kriege verursachten Feuersbrunst von seiner Kirche getrennt worden ist, indem das sich an ihn anschließende Stück abbrannte, und man späterhin den stehen gebliebenen Theil nur herstellte, ohne den Bau wieder völlig auszuführen. Dieser einsam stehende Thurm macht dadurch einen ganz eigenthümlichen Eindruck. Nächstdem verbleiben die Grachten, welche sich durch die ganze Stadt ziehen, hier eine ganz besondere Beachtung. Der untere Theil derselben nämlich, d. h. die Mauer des Quais, welche unmittelbar die Einfassung des Wassers (es ist der Rhein, der sich durch die Stadt zieht) bildet, ist durchweg bewohnt, so daß das Straßenpflaster die Bedachung dieser untern Gemächer bildet. Die Fußböden dieser unterirdischen Wohnungen liegen nicht selten unter dem Wasserspiegel; doch wird, vermöge des höchst künstlichen Schleusensystems derselbe so gleichmäßig erhalten, daß die Bewohner doch von einer Ueberschwemmung niemals zu leiden haben. Diese Kasematten der Quais haben noch die historische Merkwürdigkeit, daß die Spanier sich in denselben, nachdem die Stadt im Freiheitskriege eingenommen war, noch mehrere Monate lang hartnäckig vertheidigten, nachdem schon längst die hol-

ländische Garnison über ihren Köpfen marschirte und exercirte. — Im Uebrigen gleicht Utrecht den andern holländischen Städten an Reinlichkeit und Zierlichkeit auf ein Haar, und der Leser kann getrost mit mir abfahren nach dem freundlichen Dorfe Baarn, wo ich acht Tage zubringe, ohne auch nur eine Zeile in meinem Tagebuche zu schreiben. Was mich dazu bewegt, soll der lesenden Welt für diesmal ein Räthsel bleiben, und ich verrathe ihr nichts, als daß ich dort alle meine Kenntnisse über holländische Hauswirthschaft einsammelte. Zwar hätte ich Gelegenheit, dem Leser den schönen Park von Soest Dyk, von dem er, als dem Lustschlosse des Prinzen von Oranien so oft in den Zeitungen liest, ausführlich zu schildern; auch könnte ich von Amersfort, von der Festung Naarden, von Muyden und den prächtigen Schleusen daselbst sprechen; ich könnte von den Landhäusern Peking und Kanton, von indischen Nabobs mit gelben, schwarzen und weißen Kindern, von zahllosen anmuthigen Gärten, zutraulichen Familien, kurz von vielen schönen, heitern Tagen und Dingen reden; aber ich bin eigensinnig und fahre mit dem Leser straks nach Amsterdam hinein, und zwar durch das Amsterdamer Meer hindurch, aber zu Wagen. Wer dies seltsam findet, dem will ich erzählen, daß das Amsterdamer Meer seit 200 Jahren trocken gelegt und mit



Gärten und Landhäusern so gut bebaut ist, wie irgend ein Fleck in ganz Holland. Es war nämlich ehemals ein Binnenwasser, welches der Holländer bei seinem Bedürfnis an Land künstlich auspumpte, und dadurch mehrere Quadratmeilen des fruchtbarsten Bodens gewann. Ein ähnlicher Plan ist mit dem Harlemer Meere im Werke, welches jedoch jetzt noch von mächtigen Kauffahrteischiffen aller Nationen befahren wird, und unter die stürmischsten und gefährlichsten aller dieser Halbbinnenwasser gehört. — Da wir also im Amsterdamer Meere nicht ertrunken sind, so können wir getrost im Hôtel „Sur Münze“ in Amsterdam ans Land steigen. Wir kreuzen jetzt sogleich auf allen Gassen umher. Es ist noch früh am Vormittage, und daher die Kaffeehäuser noch nicht ganz gefüllt. Elegant sind sie nicht zu nennen, dennoch walidet ein gewisser Reichthum der Einrichtung ob, namentlich erkennt man die Kaufmannsstadt an der ungeheuren Anzahl von Zeitungen, die auf allen Tischen ausgebreitet liegen. Wie ärmlich erscheint uns Herr Stehly in Berlin mit seinen Paar Journalen gegen diese Niederlagen, wo wir, außer sämmtlichen holländischen, alle guten deutschen, französischen, englischen Journale und Zeitungen erblicken, desgleichen eine Menge nord-, südamerikanischer und asiatischer Blätter, als z. B. die Zeitungen von Neu-York, Philadelphia, Mexico,

Chili, Bogota, Valparaiso, Baltimore, Madras, Bombay, Calcutta, Java u. s. w., der schwedischen, russischen, portugiesischen und spanischen nicht einmal zu gedenken. Um die Stunde, wo die Blätter ankommen, zumal aber kurz vor der Börsenzeit, ist ein unbeschreibliches Gewühl in diesen Kaffeehäusern anzutreffen, so daß man oft kaum stehen, geschweige einen Platz finden kann. Wir wollen aber diese Zeit nicht abwarten, sondern begeben uns nach dem Hafen, um eine Spazierfahrt auf demselben zu machen. Zwar ist Amsterdam kein London, aber dennoch verfinstert der ungeheure Wald von Masten, Lauen und Segeln der in zwei-, drei-, vierfachem Halbkreise ankernden Schiffe den Horizont und gewährt dem Ungewohnten ein wahrhaft prachtvolles Schauspiel. Der Wind ist etwas frisch, die Zuydersee wirft hohe Wellen; wir springen in ein Boot und lassen uns ein Stück hinaussteuern, um des majestätischen Anblicks der Stadt von der Seeseite her zu genießen. Im Hinausfahren fällt uns zuerst eine Reihe kleiner Häuschen auf, die auf einem Hafendamme dicht nebeneinander liegen. Es sind alles zierliche Pavillons, die den reichen Amsterdamer Kaufleuten zugehören, welche hier ihre müßigen Nachmittagsstunden mit der prächtigen Aussicht über die See zuzubringen pflegen, und ihre eigenen reichbeladenen Schiffe abfahren und an-

Kommen sehen. Erreichen wir einige Höhe der See, so liegt Amsterdam im Halbkreise mit seinen prächtigen Thürmen, herrlich im Sonnenstrahl leuchtend, vor uns da. Ich könnte das Gemälde leicht im Detail ausführen, nur habe ich nicht Zeit dazu, weil ich mit dem Leser die prächtigen Landeswerfte besehen will, wo außer zwei Fregatten eben ein Kriegsschiff von 90 Kanonen fertig werden soll, der Jupiter nämlich, um mit seinem neunzigfachen Donner und Blitz die batavische Freiheit zu beschützen. Noch ruht das prächtige Fahrzeug unter dem hohen gewölbten Gebäude, wo sein Kiel gestreckt wurde. Denn eigenthümlicher Weise werden die Schiffe bei ihrer Erziehung verweichlicht, indem man sie, die ihr ganzes Leben auf dem nassen Elemente zubringen sollen, im Bau aufs sorgfältigste vor jedem Regentropfen schützt. Sollte der Leser Lust haben, mit mir durch alle die dunklen Räume eines Kriegsschiffes zu klettern, bis in die zierlichen Kajüten hinein, und auf das Deck, das von leuchtenden Kanonen prächtig glänzt, so soll er mir ein willkommener Begleiter sein, aber nicht auf dieser Reise, sondern bei einer Novelle, die ich nächstens schreiben und ihn dabei mitnehmen werde, wenn er folgen will. Er sehe sich aber wohl vor, denn die Fahrt könnte mehr zu seinem Schrecken, als zu seiner Freude ausfallen. Für jetzt trete er mit mir in das mächtige Gebäude, wo

die Schmieden in vollem Gange sind, und an 28 Feuerstätten mehr als 200 Cyclopen die mächtigen Hämmer schwingen, um alles Schiffs-Eisengeräth nebst Ankerketten und Ankern, zu schmieden. Man sei mit mir stolz darauf, daß es lauter deutsche nervige Arme waren, die diese kolossale Arbeit mit ihren ehernen Muskeln leicht wie ein Spiel verrichteten. Aus dem betäubenden Getöse dieser Werkstätte schreiteten wir in eine andere, nämlich in die der Seiler, wo unsere Nase so unangenehm in Anspruch genommen wird, wie dort unser Ohr. Ich war in meiner Jugend stolz darauf, daß ich als Husar (was ich auch einmal gewesen, aber freilich nicht lange) meine Fouragierleinern so zierlich wickeln konnte. Jedoch so sauber und geordnet, wie das ganze Sortiment der Tawe und Seile eines Kriegsschiffes, von dem 15 Zoll starken Ankertawe bis zur feinsten Schnur, womit ein Wimpel aufgehißt wird, hier aufgestapelt, gedreht und geflochten ist, so geordnet sieht es nicht in dem Weißzeugschranke der sorgfältigsten holländischen Hausfrau aus. Dennoch erfüllte mich nur ein Hauptgedanke beim Anblick dieser Hänfenen, drei unermessliche Gebäude einnehmenden Herrlichkeit. Ich dachte nämlich: Wie viel treffliches Material kommt hier unbenutzt um, d. h. wird nicht zum Aufhängen von Schuften und Lumpenhunden verwendet. für die der Galgen noch eher eine Be-

gnadigung, als eine Bestrafung wäre. Christus ward für 30 Silberlinge verrathen; nach Bürger ist ein Kaiser nur 29 werth, und die Zahl 29 spielt auch wirklich bei einem gewissen Verrath der Menschenrechte und Menschenfreiheiten eine große Rolle. Man verstehe mich wie man will, aber ich darf nicht deutlicher sein, weil ich zu nahe an den Hansschnüren stehe. Im Ganzen habe ich zwar wenig dawider, hingerichtet zu werden, aber das Aufhängen ist ein malhonetter Tod, der für die Spitzbuben bleiben muß, und es ist keiner so hoch, daß das Galgenholz nicht höher wäre. Fiat, Amen!

Ich weiß nicht, ob es der Leser für einen sonderlichen Gewinn hält, wenn ich ihm in der Eile Etwas von der Schiffbaukunst beibringe, z. B. die Art, wie ein Kiel gestreckt wird, wie man einen Mast behaut, und verklammert und verzapft, daß er 185 Fuß hoch wird, wie man theert und kalfatert u. dgl. m. Allerdings könnte ich mich gelehrt über Dies und Anderes auslassen; allein ich eile dem Ziele meiner Reise entgegen, und hoffe dadurch den Leser am meisten zu erquicken.

Was ist ein Herzog von Alba? Wer er ist, sagt mir jeder Schulknabe, aber was? nur einer, der auf einer Felle im Hafen von Amsterdam umhergefahren ist und gesehen hat, daß es eine Art kleiner

Thürme sei, mit mächtigen Eisenringen, um Schiffe daran anzulegen. Als ich diese Ringe sah, fielen mir die Mauerringe von Marienwerder ein, wo nach Johannes von Müller vielleicht die Phönizier ihre Fahrzeuge angebunden haben sollen, wenn sie nach Bernstein steuerten.

Ich habe dem Leser eine Schilderung der Ansicht von Amsterdam von der Seeseite gegeben; um ein Panorama der merkwürdigen Stadt zu haben, muß er jedoch mit mir durch das Judenviertel und einige andere enge Straßen bis an das Palais, und in diesem die Treppen hinauf, wo er oben auf der Höhe des Thurmes ganz Amsterdam, die Zuydersee mit ihrem Mastenwalde, das Harlemer Meer mit seinen leuchtenden Segeln, und das ganze grüne, von Gärten bedeckte, mit hellen Chaufféestreifen durchzogene und mit nahen und fernen Thurmspitzen und Windmühlen überfüete Land zu seinen Füßen ausgebreitet liegen sieht. Westlich steigt das hohe Dach des Harlemer Kirchthurmes empor, und man verfolgt den Silberfaden des Kanals, der sich von Amsterdam geradlinig, kaum ein oder zwei Mal gebrochen, bis an diese Stadt hinzieht. Westlich und halb südlich sieht man die Thürme von Utrecht und Amersfort; nördlich glänzen jenseit eines blauen Armes der Zuydersee die rothen Dächer von Saardamm, dem Peter der Große den Namen gegeben.

Doch der Leser kann sich seine Aussicht nach einer guten Spezialkarte selbst näher ausführen. Ohne ihn im Innern des Palats, wo er herrliche Gemälde aus der holländischen, und täuschend gemalte Basreliefs antrifft, herum zu führen, ohne ihn mit in die Entrepot-Dogs zu nehmen, wird er doch nicht abgeneigt sein, da schon die Glocke ertönt, mit mir auf die Amsterdamer Börse zu gehen. Zur Börsenzeit nämlich wird eine halbe Stunde lang mit einer Glocke geläutet, die sich in allen Kaffeehäusern des Viertels rings umher vernehmen läßt. So lange dieses Läuten dauert, hat Jedermann freien Eintritt in die Börse. So wie es aber vorüber ist, muß man 5 Stüber Eintrittsgeld zahlen, und der Holländer ist so strenge in diesem Gesetz, daß selbst Rothschild nicht mehr eingelassen würde, wenn er sich weigerte, die 5 Stüber zu zahlen. Das Börsengebäude ist viereckig und umschließt einen viereckigen Hof, um den rings ein bedeckter Säulengang läuft. Unter diesem Hofe hindurch führt ein gewölbter Kanal, der gleich hinter dem Börsengebäude in den Hafen fällt. Diesen Umstand hatte die Politik der Engländer, ich glaube zur Zeit der Elisabeth, zu benutzen gewußt, und einen Brandst, d. h. ein mit Pulverfässern geladenes Boot, in den Kanal mitten unter den Börsenhof gebracht, um die ganze Handelswelt Amsterdams mit einem Schlage zu vernichten,

b. h. sie in die Luft zu sprengen. Spielende Knaben, die mit Trommeln und Pfeifen umherzogen, entdeckten die Höllemaschine, machten darauf aufmerksam und bewahrten so, freilich mehr durch Zufall, als durch guten Willen, die Stadt vor diesem Unheil. Dennoch fühlte man sich zur Dankbarkeit gegen die Jugend verpflichtet und setzte zum Gedächtniß des Vorfalls den Gebrauch ein, daß am Jahrestage des Ereignisses die Amsterdamer Schulknabenschar das Recht haben soll, mit Trommeln und Pfeifen auf die Börse zu kommen und einen feierlichen Umzug zu halten, was auch noch alljährlich geschieht. — Der innere Raum des Börsenhofes ist etwa 100 Schritt lang und 50 breit; täglich versammeln sich gegen 3000 Kaufleute hieselbst, so daß der Hof oft gedrängt voller Menschen ist. Dennoch findet man seine Geschäftsfreunde sehr leicht heraus, weil Jedermann stets auf demselben Flecke steht, den er zwar bisweilen, um irgend ein Geschäft mit einem andern abzumachen, verläßt, aber doch immer wieder dahin zurückkehrt. Eben so hat jeder Mäkler seinen Platz, so daß in diesem Winkel alle Kaffee- und Theeengeschäfte, in jenem der Holzhandel, im dritten der Getreidehandel u. s. w. insbesondere und fast ausschließlich betrieben wird, wiewohl einzelne Ausnahmen auch hier vorkommen. Am Auffallendsten war mir das Papiergeschäft, denn es



wird fast so getrieben, wie der Marktthandel in Neapel, mit solchem Geschrei kündigt jeder an, was er kaufen und verkaufen möchte. Indessen werden die großen Geschäfte selten hier abgemacht, und es sind mehr die kleinen Speculanten, darunter eine Menge schäbiger und schmieriger Juden, welche hier ihr Wesen treiben.

Was mich anlangt, so bin ich müde und hungrig geworden, und setze mich mit Vergnügen in ein Brummerchen, d. h. einen kolossalen Kutschkasten, der auf eine Schleppe gestellt ist, um mit diesem vor einen Austerkeller zu fahren, und zum billigsten Preise die feinsten kleinen Austern mit ächtem Dry Madeira zu frühstücken. Jetzt ist es aber auch die höchste Zeit, sich in den vor der Thür haltenden Wagen zu setzen, um nach Harlem zu fahren, einen Abstecher, den wir recht gut in einem Nachmittage machen können. Die Chaussee führt am Ufer des Kanals entlang, doch liegt der Wasserspiegel desselben höher als die Straße, so daß man die Treckschützen fast über sich segeln sieht, welches freilich ein uneigentlicher Ausdruck ist, da sie von Pferden gezogen werden. Auf halbem Wege gelangt man an die Schleuse, welche das Harlemer Meer mit der Zuydersee verbindet, wo man auf einem schmalen Damme zwischen den brausenden Wellen beider prächtiger Wasserbecken hinfährt. Harlem,

in aller Welt durch seine Blumenzwiebeln und seine Orgel bekannt, hat vielleicht die reizendste Lage von allen Städten Hollands, wenigstens des nördlichen Theiles. Es liegt ziemlich hoch, ist von grünen Gebüsch, Gärten und Wiesen umgeben, reizende Blumenfluren umziehen jedes Landhaus, und ein überaus schöner Park, in dem der Wittwensitz der Königin, ein geschmackvoll gebautes Schloß, sich befindet, zieht sich an der Südseite der Stadt hin. Mein erster Gang war in die Kirche, um die berühmte Orgel zu sehen und zu hören. Da mir aber die Frau des Küsters sagte, daß die Orgel nur zwei Mal in der Woche öffentlich gespielt werde, und man außerdem dem Herrn Organisten 12 Gulden für seine Mühe zahlen müsse, ich aber gewohnt bin, zu allen Concerten freien Eintritt zu haben, (und selbst dieser ist mir oft noch viel zu theuer), so beschloß ich dem Orgelconcerte zu entsagen. Der Leser muß sich also darein finden, daß ich's ihm nicht beschreibe, wodurch freilich die Welt um eine Recension von mir ärmer bleibt, was ohne Zweifel von unberechenbarem Einfluß auf die Geistesausbildung des Zeitalters ist. Ich entschädige meine Leser dadurch, daß ich sie mit einem äußerst feinen Geflügel, Taaleken, bekannt mache, worunter man sich um des Himmels Willen nicht etwa Dohlen oder Krähen denken muß, die bei uns diesen Namen füh-

ren, sondern eine Art wilber Enten, aber bei Welttem zarter und wohlgeschmeckender, -zumal, wenn sie so saftig gebraten sind, wie ich sie im Gasthose zur Leverek (Lerche) genoß. Nach Lische fuhr ich beim schönsten blauen Septemberhimmel nach den Dünen und dem reizenden Dertchen Sommerforge (Sommerzorg) hinaus, von dem ich vermüthe, daß eine Art Sprachumkehrung in dem Namen liegt, und derselbe vielmehr Sommermuße bedeuten soll. Der Weg hinaus führt an den reizendsten Landhäusern vorbei, die ich bisher in Holland gesehen. Man muß wissen, daß jedes einzelne Haus getauft ist und seinen Namen an der Stirn trägt; so findet man denn z. B. ein Feldheim, Freudenreich, Stilles Glück, Friedenthal, Blumenau u. s. w., aber am unvergeßlichsten wird mir Blumenheuvel (Blumenhügel) zwischen Harlem und Sommerforge bleiben, weil es gar zu anmüthig, auf leicht ansteigendem Hügel einer sanft grünen, von Buschwerk eingefasteten Matte gegenüber, mitten in einem Teppich der reichsten Herbstblumen vor mir lag. Dahinter stiegen die seltsam geformten, nach der innern Seite buschig bewachsenen Dünen empor. — Wir kommen in Sommerforge an, was dicht unter den Dünen auf grünen Matten liegt, die von klarem Kieselwasser durchschnitten werden. Die Anlagen des Gartens sind artig, aber unbedeutend, doch sieht der Teich voller

Goldfischchen gar lustig aus. Indessen drängt es uns zunächst, die Dünen hinan zu klettern, nicht allein der Aussicht auf das Meer halber, sondern auch, weil es doch Höhen sind, nach denen man sich, hat man sie 14 Tage ganz entbehrt, schon wieder zu sehnen anfängt. Ein kleiner Pavillon bezeichnet uns die höchste Spitze, doch ist der Weg dahin nicht leicht, denn man versinkt bis an die Knöchel in dem tiefen, wüsten Kiessande, wo kaum hie und da ein Palm düftigen Seegrases sproßt. Nach der freundlichen Kultur Hollands, wo jedes Fleckchen genutzt und zierlich bebaut ist, macht diese wüste Gegend fast einen erhabenen Eindruck. Es ist ein Meer von erstarrten Sandwellen, welches man durchschneidet; und da man eine Zeit lang in einer Einsenkung desselben hingehen muß, erblickt man auch nicht die Spur von dem grünen Garten, der sich zu den Füßen dieser Dede hinzieht, und eben so wenig kann man, weil die Düne auch von der andern Seite noch steigt, das Meer entdecken. Nur die Anzeichen seiner Nähe, Möwen, Fischreihern und andere krächzende Seevögel kreuzen die Luft über uns und scheinen gescheucht aufzustratzen über den ungewohnten Besuch menschlicher Gestalten in ihrem einsamen Reich. Absichtlich verweilte ich eine Zeit lang in dieser todtten Natur und ergözte mich daran, die Wellenlinie der Dünen am Horizonte zu

verfolgen, wie sie sich gleich einer Alpenkette von glänzenden Sandgipfeln scharf auf dem tiefblauen Himmel abzeichnete, bis sie in der Ferne in unbestimmteren Umrissen und nachdunkelndem Grau verschwand. Jetzt ließ ich mir die Hand reichen, um mit geschlossenem Auge bis auf den Gipfel zu gelangen, von dem man rings Land und Meer überblicken würde.

„Jetzt,“ rief mein Führer, und der Vorhang des glänzenden Schauspiels rauschte empor, und eine Welt von Licht und Farben drang mir ins Auge: die Dünen erschienen als ein langer weißer Inselstreif, der südlich von dem grünen Meere der Wiesen und Gärten, nördlich von der schwarzblauen, finster drohenden See eingeschlossen wurde. Die Sonne stand schon stark im Westen, daher blitzte sie von dort her prächtig aus dem unermesslichen Wellenspiegel wieder, so daß das Auge, geblendet von dem Glanze, sich abwenden mußte. Jetzt zog ein stolzer Dreimaster mitten durch dieses funkelnde Silbermeer und verhüllte mit den breiten Fittigen seiner Segel einen Augenblick die Sonne, so daß er als schwarzes Schattenbild, wie der Mond bei Sonnenfinsternissen, auf dem lichten Goldgrunde hing. Auf der Ostseite lag das Meer gleich einer dunkel violetten Gebirgswand hoch aufgerichtet hinter grünen Wiesenstreifen und schimmernden Städten. Gleich ei-

ner schlafenden ungeheuren Schlange hatte es sich stumm und schauerlich um die Küste geringelt und seine kalte, nasse Brust an ihre warme, blühende gelegt. — Gerade gegen Norden gewandt, ruhten die Wogen dunkelblau, aber heiter, und unzählige weiß glänzende Fittige der Segel wiegten sich auf der ebenen Fluth. So stand denn das ungeheure Element, ein dreifacher Geryon, majestätisch da, zur Linken gleich einem blitzenden Kriegsgott, zur Rechten wie ein finster zürnender Jupiter, der die dunklen Brauen rollt, vor uns, wie ein lächelnder, aber kraftvoll kühner Apollo, den silbernen Bogen des Verderbens und die goldene Lyra der Freude zugleich in der Hand. Und ruhte etwa die Küste nicht wie eine blühende Jungfrau, schön, anmuthig, den Busen mit warmem Leben erfüllt, zwischen der wilden Umarmung des Meeres und der lächelnden des Himmels, der sich mild über sie neigt, und seligen Frieden aus seinem blauen ewigen Auge in ihre Brust gießt? Weilt der Blick nicht sanft beruhigt auf diesem bunten Teppich von Feldern und Gärten, Dörfern und Städten, durch den sich die Silberfäden der Kanäle und Straßen wie ein überspanntes Netz hindurch ziehen? Weilt er nicht gern auf diesem warmen Bilde des Lebens, des Glücks und der friedlichen Thätigkeit, wenn er zurückkehrt aus dem majestätisch unermesslichen Weltreiche des Meeres,

in dem er sich, ins Unbegrenzte schweifend, schauerlich verlor? — —

Ich rathe jedem Leser dieser Reisebeschreibung ein Mal nach Sommerforge zu reisen, und sich dort auf den Gipfel der Dünen zu stellen, und, wie ich, in der Brust abzuwägen, was herrlicher ist, das Meer oder die Beste des Landes. Es war der äußerste Punkt, den der Reisebeschreiber erreichte; er muß nun seinen Weg rückwärts messen und die enge, beschränkte Heimath suchen nach dem freien, frischen Ausflug in die Weite. Aber nur das Steigen eines Luftballes und eines Springquells erregt Antheil; das matte Herabfallen langweilt. Nur die emporschwebende Leuchtugel begleiten wir mit dem Blick; mit ihrem Sinken und Erlöschen sinkt und erlischt unsere Freude daran. Eine zischend aufbrausende Rakete verfolgen wir Alle gern, aber der Henker mache sich etwas aus dem todt herunterfallenden Stocke. Noch viel matter, als diese drei Gleichnisse es ausdrücken können, ist aber eine Rückreise, die gegenwärtiger Reisebeschreiber selbst langweilig fand. Jeder Leser wird es ihm daher danken, daß er ihn, den er schon viel zu lange in der Welt herumgeschleppt, jetzt völlig frei entläßt, ohne ihn als seinen Sklaven mit auf den Postwagen zu nehmen, bis die Thürme Berlins von Ferne wieder hinter Staubwolken aufsteigen. In Sommerforge hat also die

Freude dieses Sommers ein Ende, und die Sorge des Winters fängt an zu keimen. Hier mitten in dem wüsten Sande der Dünen entlasse ich die Leser, die mich bisher als meine angenehmsten Reisegefährten begleitet haben, denn meine Phantasie stellt sich diese unsichtbaren wohlwollenden Freunde und Freundinnen als den heitersten, liebenswürdigsten Kreis dar. O, Ihr Vortrefflichen! könnte doch der Dichter, oder hier nur der Erzähler, mit Euch Allen das vertrauteste Band anknüpfen! Und besonders mit Euch, Ihr liebenswürdigen Mädchen und Frauen, die Ihr, ich sahe es hundert Mal auf Reisen, mit einem so offenen Auge und Herzen durch die schöne Natur geht, und von der Galeere des Nüchternen, noch mehr aber des herzlosen, engen, verderbten städtischen Zwanges, Euch noch freudiger losgekettet fühlt als wir von der des Schreibpults und der trockenen knechtischen Dienstform. Ihr lieben Mädchen und Frauen, die Ihr so doppelt liebenswürdig werdet, wo die edle Freiheit der Natur Euch argloser und offener macht; wo der milde Strahl ihrer Schönheit das starre Schnürleib ängstlicher Zurückhaltung, welches Eure Mütter und Väter Euch für den Gesellschaftssaal anlegen, wegschmilzt und löst, daß Ihr leichter athmen könnt und Eurem guten Herzen freiere Aus- und Eingänge öffnet — Ihr Liebenswürdigen, die Ihr es auf Reisen zwiefach



und dreifach seid, Euch habe ich stets in Gedanken diese Blätter gewidmet. Habt Ihr die Wanderung gern mit mir gemacht, habt Ihr dem Muthwillen verziehen, dem ernstern Wort ein freundliches Ohr geneigt, so habe ich den schönsten Lohn empfangen. Und wenn der nächste Sommer — der Frühling guckt schon mit einem blauen Auge lächelnd unter der gehobenen Schneehülle des Winters hervor — Blüthen und Blumen aufgeschlossen und den ganzen Reichthum der Fluren entfaltet hat; wenn dann die Wanderlust in mir wieder so mächtig wird, daß ich sie nicht bezwingen kann: dann hoffe ich auf Bergen, an Seen und Strömen Euch, Ihr Schönen, wie lieblichen Nymphen der Flur zu begegnen. Aber Ihr müßt dann auch freundlichen Herzens sein und dürft den Dichter, der Euch sein Alles und Bestes freudig weihet, nicht kalt und streng zurückweisen. Nein, lächelt ihn an, winkt ihm mit holdem Auge, ein solcher Blick wird, wie Frühlingssonnenstrahl auf die Flur, in sein Herz fallen und tausend neue Keime fröhlicher Lieder erwecken — und alle sind und bleiben Euch geweiht!

Ende der Reise des Jahres 1832.



# U n h a n g

von

Reise=Berichten, =Skizzen, =Episteln, =Sa-  
tiren, =Idyllen, =Elegien, =Jeremiaden  
u. s. w.

---



## V o r w ö r t l e i n .

Ich habe Euch, treffliche Leser und Leserinnen, zu meinen obigen empfindsamen Reisen (die ich im Jahre 1832 machte) einen Anhang versprochen, einen burlesken Schweiß von Reise-Episteln, =Satiren, =Elegien, =Jeremiaden, kurz von Allem, was sich an eine Reise hängt und hängen läßt. Doch jedes Ding will erklärt werden. Im Jahre 1835 nämlich nahm ich eine Revision meiner empfindsamen Reise vor, nicht des Manuscripts, sondern der Reise selbst, indem ich sie fast genau noch ein Mal machte, um nachzuschauen, theils wie ich sie hätte besser einrichten, theils besser beschreiben können. Es fand sich Manches dabei zu corrigiren und zu revidiren! Ich machte Entdeckungen, hatte Abenteuer, — spielte den Beobachter, den Schwärmer, den Freigeist, je nach Umständen! Kurz, ich machte fast denselben Weg, aber doch unter anderer Beleuchtung. — Hundert

Euch daher nicht, wenn Ihr, die Ihr bis an die Nordsee mit mir gereist seid, jetzt statt zurück-, oder weiter zu kommen, plötzlich von vorn anfangen müßt. Denn der Anhang macht die Reise, wiewohl in Sprüngen und einigen Seitensprüngen, fast genau noch einmal. Die Generalcharte davon ist folgende. Von Berlin bis Eisenach identisch. Absprung auf die Wartburg. Seitensatz, ansehnlicher, über Liebenstein, Meiningen, Riffingen, Schweinfurt, Würzburg nach Frankfurt. — Excursion auf den Johannisberg. — Quersprung über den Rhein nach Mainz, und jenseit bis nach Worms und Mannheim hinunter. — Revision der alten Reise im Badenlande und Heideberg. — Fahrt zu Dampf von Mannheim bis Emmerich, durch kleine pikante Bei- oder Seitensätze, z. B. ins Harthol, verbessert. — Nachlese in Holland; Haag; Rotterdam, Dortrecht, Breda.

Ansehnlicher Zusatz mittelst einer Excursion nach Belgien; Antwerpen, Brüssel, Waterloo, Namur, Lüttich, Aachen u. s. w. — Rückfahrt von Düsseldorf durch einige westphälische Paradiese nach Kassel, Braunschweig, Berlin. —

Ich bin nun unschlüssig, ob ich meine Elegien, Episteln u. s. w. geographisch oder ästhetisch classificire. Geographisch hieße heut elegisch, morgen satirisch oder satanisch, übermorgen Epistelstil schreiben,

aber alles nach der Landkarte; ästhetisch hieße elegische Gedanken aus Eisenach, Würzburg, Brüssel u. s. w. in eine Elegieschachtel packen; hiernach in die Idyllenschachtel dergleichen idyllische aus Leipzig, Rotterdam, Schweinfurt, — demnächst epistolarische — aber das wäre langweiliger als langweilig. Hol der Geier die Aesthetik; ich bleibe bei der soliden Geographie, und diese führt mich gleich auf die erste

## Reise=Idylle.

### Der alte Wirth.

Diesen Titel gebe ich ihr, und schreibe sie in Got ha.  
 — Wenn ich von Weitem das weiße Schloß glänzen sehe, dann glänzt mir meine ganze Jugend, mein schönes Jünglingsalter entgegen. Denn zwanzig Jahre war ich alt, als ich zum ersten Male das heitere Städtchen als rüstiger Fußwanderer betrat, und mich die einfache mitteldeutsche Landschaft, diese grünen Waldbügel, dieser frische Teppich von Feldern, umgränzt von den blauen thüringischen Bergen — so hoch entzückte! Mir dünkt, ich sehe das treue, redliche, wohlhabende Mittelalter in dieser gesunden, frischen, schönen Gegend, und mein Herz wird warm und weich. In der Mittagshize ging ich, bestäubt, tragend, am Wanderstabe in das nette Städtchen, wo Gassen und Gärten sich so reizend mischen, ein. Rechts erblickte ich das statt-



liche Gasthaus zum Mohren. Mein gutes Geschick hatte mich gleich in das beste geführt, obgleich bei zwanzig Jahren, acht Stunden Fußwanderung, Hunger und Durst, ein jedes Wirthshaus ein köstliches ist. — Aber es gefiel mir, daß man dem Fußreisenden so freundlich entgegenkam; ich war daran nicht gewöhnt in Norddeutschland. Vor allen aber behagte mir der alte Wirth; denn alt, wenn auch nicht wie ein Greis, erschien mir der freundliche, lebendige Mann mit schneeweißem Haar, spitzer Nase, blißenden munteren Augen, die unaufhörlich im Zimmer umherschweiften, und auf die Jagd nach Fehlern in der Bedienung, auf irgend einen Mangel, den ein Gast verspüren könnte, ausgingen. Ich war kaum eingetreten und hatte nach einem Zimmer gefragt, als er auch schon mit der freundlichen Gegenfrage und Bemerkung da war: „Sie kommen zu Fuß! Es macht warm heute? Gelt? Uns bringt's eine gute Ernte; aber für die Herren Fußreisenden ist's un bequem. — Nr. 13 für den Herrn! Frisches Wasser! Hurtig! — Wir haben doch die Ehre zu Tische? In zehn Minuten wird gegessen!“ — Sie waren noch nicht vergangen, als ich durch Waschen und Umkleiden erquickt mit dem besten Appetit zur Tafel ging. Der freundliche alte Wirth stand am Nebentisch und gab die Suppe auf. Seine Augen blißten ringsumher, wo noch ein

leerer Teller zu sehen sei. Jetzt nahm er mit dem höflichen Worte: „Gefegnete Mahlzeit, meine Herren!“ an einer Tischdecke Platz. Ein Rindfleischberg wurde vor ihn gesetzt. Er machte ein Paar Schurfe, wie der Bergmann sagt, fand aber die Ader nicht reichhaltig, d. h. nicht saftig genug. „Hier!“ Jetzt flogen die Stücke unter dem scharfen Messer blißschnell herunter und häuften sich wohlgeordnet auf dem Teller. „Ein delikates Stückchen Rindfleisch, meine Herren! Bitte zuzulangen! Louis, noch einen Teller!“ — Jedem Nachbar rechts und links legte er noch einen besonders guten Bissen zu dem, was derselbe genommen, auf den Teller. — Endlich aß er selbst, aber nur zwei Bissen, so rasch wie eine Schwalbe, die im Fliegen zuschnappt. — Schon flog sein Auge wieder umher, um einen leer gewordenen Teller zu entdecken, und wie ein aufmerksamer Schiffspatron ließ er jedes Loch augenblicklich durch ein neues Stück Rindfleisch kalfatern. — Man trug Forellen auf. „Langen Sie zu, meine Herren! Ganz frisch, vor einer Stunde noch lebendig! Wir haben sie hier gleich hinterm Hause im Teiche.“ — Die Forellen mundeten trefflich. — Der Braten kam. Es waren Hasen. „Der erste Hase im Jahre, meine Herren! Noch acht Tage vor der Jagdzeit geschossen. Freilich nicht ganz in der Ord-

nung, aber was soll man machen, wenn's die Bauern offen zum Verkauf bringen?" —

„Hier, mein Herr! Nehmen Sie das Rückenstückchen. Er ist jung, aber doch fett! — Ich meines Theils ziehe vom Hasen ein Stück vor, das Niemand liebt, das Vorderblatt.“ — Dabei nahm er sich diesen bescheidenen Antheil.

So ging es von Stufe zu Stufe durch. Jedem Gast, der aufstand, rief er seinen: „Ergebenster Diener!“ „Servus!“ oder „Wohlg'speist zu haben!“ aufs höflichste zu, und vergaß nie hinzuzusetzen: „Louis, den Schlüssel für den Herrn, Nr. 13,“ u. s. w. — Drei Tage war ich im Haus; es behagte mir gar wohl. Als ich abreiste, dachte ich: „der alte Wirth zu Gotha ist doch ein guter Wirth! Ich werde ihn nie vergessen, in seinem blauen Frack mit besponnenen Knöpfen, seinem weißen Halstuch und Haar, und seinen schwarzen blanken Stiefeln, Beinkleidern und Augen.“ — Es waren dreizehn Jahre vergangen. Der Postwagen hielt in Gotha vor dem Mohren. Ich entsann mich kaum irgend einer Localität, nur dachte ich, falls der alte Wirth noch lebte, den wolltest du wohl kennen. Kaum hatte ich's gedacht, als er auch schon in der Hausflur stand. Dasselbe freundliche Gesicht, dieselben muntern Augen, das weiße Haar und Halstuch, der blaue Frack.

Kein Zug verändert! Ich hätte ihn erkannt und wenn er mit am Drinoko begegnete. „Ergebenster Diener, meine Herren! Es macht warm heuer! Uns hat's eine gute Ernte gebracht; aber für die Herren Reisenden war's unbequem. Befehlen Sie hier einzutreten? Der Tisch ist schon gedeckt. — Wenn Sie Waschwasser befehlen — Louis, ein halbes Dugend Waschbecken ins Nebenzimmer!“

Durch diese kühle Reinigung erquickt, setzten wir uns zu Tische. Ich war dreizehn Jahre jünger, denn die Jugendzeit stand, von dem Bilde des alten Wirthes durch einen Zauberschlag heraufbeschworen, lebendig wie das letztere vor mir. Genau wie vor dreizehn Jahren stand er am Nebentisch und that noch eben so stink die Suppe auf. Die Augen rollten rechts und links, und sahen nach einem unbefriedigten Gast wie ein Sperber nach einer Taube. Der Kubikfuß Rindfleisch wurde aufgetragen; er nahm Platz, intonirte sein „Gefegnete Mahlzeit, meine Herren!“ genau in demselben Ton und Tempo wie vor der Sündfluth, wegte sein großes Messer eben so rasch, belegte die Teller, versorgte die Nachbarn! — „Wir haben Forellen, vor einer Stunde noch lebendig!“ u. s. w. Das Uhrwerk schnarrte ab. — Mir wurde zu Muthe, als hörte ich ein Lied aus meiner Knabenzeit, so lebendig wachten alle Erinnerungen dieser Stereotype gegenüber auf. — — Die

Schnellpost fuhr weiter; ich nahm von dem alten Wirth Abschied wie von einem alten Bekannten. — Abermals drei Jahre vergingen. Die Schnellpost hielt wieder vor dem Mohren. Ich zitterte ordentlich, daß nun die Zeit wohl ein anderes Gesicht in die Lücke geschoben haben könne. Nein! Ich weinte beinahe vor Freude, als derselbe Frack, dieselben Stiefeln, dasselbe Halstuch mit demselben freundlichen Manne, der darin steckte, sichtbar wurden. Ich wußte nun, was ich hören würde — denn es war immer die ähnliche Jahreszeit, — wußte die kommenden Speisen zuvor, — kannte jede Redensart, mit der sie begleitet wurden. — Ach, wie freute ich mich, daß Alles so zutraf! — Wie wohl thut es in dieser Welt des Wechsels, der Unbeständigkeit, der Treulosigkeit, einmal auf einen so festen Ankergrund der Dauer zu gerathen! Guter, alter, freundlicher Wirth! Sechzehn Jahre habe ich Deine Lebensuhr beobachtet, und sie ist immer mit gleichem Schlag und Takt gegangen, und ging wohl auch manches Jahr früher so, und wird manches Jahr später so gehen. Bist Du die sechzehn Jahre immer so still und unverändert in Dir geblieben, — dann guter, alter, freundlicher Wirth, beneidet Dich der Verfasser dieser Idylle, die ihm fast zur Elegie werden will, sehr. — Welch ein harmloses Dasein! Täglich schlägt Dir um dieselbe Zeit die

Stunde der gefälligen Freundlichkeit; Dein Geleise ist so sicher, daß kein Sturm des Lebens Dich heraus wirft; der Postwagen kommt regelmäßig an, fährt regelmäßig ab; Du sagst Willkommen und Lebewohl mit gleich leichtem Herzen; jeden Abend kannst Du Dich ruhig niederlegen, weil Du, wenn auch nur auf eine Stunde, zwanzig Zufriedene gemacht hast, und morgen wieder machen wirst; Frühling, Sommer, Herbst und Winter verändern Dir nichts, als höchstens die Lebensart von der Hitze oder der Ernte; Dein Eifer macht, daß diese einfache Lebenswelle nie stockt; — alter, guter, freundlicher Wirth, ich wiederhole es, Du wirst sehr beneidet von dem Verfasser dieser Fabel. — Und kommt doch einmal die Zeit, wo Du nicht mehr flink die Suppe aufhust und das Rindfleisch schneidest, so sitzt Du doch gewiß im Lehnstuhl in der Ecke, und sagst, weil Du nicht mehr aufstehen kannst, jedem Eintretenden ein freundliches Willkommen, und lüftest das Sammetkappchen, damit man sehe, wie Dein weißes Haar noch dasselbe ist. Und dann steht, hoffe ich, der Sohn oder Enkel am Suppentisch, oder sitzt am Rindfleisch und hat Deinen blauen Frack, Deine Halsbinde, Deine muntern Augen geerbt, und Du lebst in ihm fort.

Ja, Alter, seit den sechzehn Jahren ist mir auch manches graue Haar gewachsen — denn Jährchen

bleichen Härchen" — aber ich glaube doch, wenn mein Kopf so weiß sein wird wie Deiner jetzt, und meine Lebenslandstraße führt mich noch einmal durch Gotha, so habe ich keine liebere Hoffnung, keinen größeren Wunsch, als Dich oder Deine stereotype Gestalt auch dann noch hinter der Suppenterrine stehen zu sehen, und wieder jung zu werden bei dem Anblicke, ganz jung wie vor sechzehn Jahren!

Ach, und wenn mein Enkel diese Idylle läse, und durch Gotha reiste, und plötzlich beim Anblick Deines Enkels rief: „Wahrhaftig, da steht der alte Wirth noch“ — könnte mir dann etwas Lieberes und freundlicher Erinnerndes ins Grab nachschallen, als solch ein Wort? —

## Reise-Satire.

Es ist ärgerlich, daß man einen harmlosen satirischen Aufsatz, in dem man höchstens einige Unzen Gift debittirt, nicht abdrucken lassen darf, ohne Satire darüber zu setzen, worauf dann jeder Leser den Anspruch gründet, es solle ungemein von Wis abundiren in einem dergleichen — Aufsätze nämlich. Wie gesagt, es ist verwünscht! — Darum sage ich's Euch vorher, theuerste Leser, rechnet Ihr auf Wis, so schlägt über, denn es kommt wahrhaftig nichts, sondern höchst Ernsthaftes trage ich Euch vor. — Wir sind in Eisenach. — Diese Stadt ist durch ihre Akropolis, genannt Wartburg, berühmter als durch sich selbst. Daß einmal zur Zeit, wo die Franzosen uns den kriegerischen Bodensatz der verschütteten republikanischen Suppe — sie war wahrhaftig noch schwärzer als die spartanische — kosten ließen, eine große Anzahl Häuser Eisenachs,



ja ganze Straßen durch einen aufstiegender Pulvertransport in die Luft gesprengt wurden, erzähle ich nicht, weil ich's erzählt habe. Seit diesem Aufschwung, den die Stadt sehr wider Willen genommen, hat sie sich's ziemlich dicht auf der Erde gefallen lassen. Doch fehlt es nicht an geistigen Elementen. — Ich studirte aber weder die Schul-, noch die Kirchen-, noch die Lese-Bibliothek; besuchte weder Buchhändler noch Gelehrte, kurz, bekümmerte mich eigentlich zu wenig um das Wissenschaftsleben in Eisenach: allein dennoch machte ich literarische Entdeckungen.

In dem nordöstlichen Theile des Wirthshauses stieß ich auf antiquarische Spuren; Ausgrabungen hätte ich weniger Lust gehabt dort anzustellen; aber ein Maler konnte ganz eigenthümliche Wandgemälde copiren (wenn auch nicht pompejanische), und ein Gelehrter von meiner Façon fand Inschriften von Belang und Wichtigkeit. Die lateinischen und deutschen lasse ich, als echter Gelehrsamkeit zu geringfügig, weg, lese nur die griechischen hierher für Antiquare. Es versteht sich, daß ich ohne Accent schreibe, nicht nur, weil die großen griechischen Buchstaben auf den Monumenten dergleichen niemals haben (nicht einmal spiritus asper und lenis), und ich möglichst genau nachmale: sondern auch hauptsächlich, weil ich schon in Tertia immer die Acute und Circumflexe nicht recht

zu setzen wußte, vollends aber jetzt, wo ich schon seit  
zwanzig Jahren an dieser Kunst verlerne. Die erste  
Inscription lautete aber wie folgt:

ΟΥΗΡ ΔΙΕΣ ΟΕΡΤΛΕΙΝ' ΙΕΡ ΒΕΤΡΙΤΤ  
ΝΗΜΕ ΔΙΕ ΕΡΙΝΝΡΟΥΝΤ ΜΙΤ  
ΑΝ ΔΗΝ ΡΕΦΡΕΝΔΑΡΙΟΥΣ ΣΧΜΙΑΤ  
ΔΗΡ' ΙΕΡ ΦΙΕΛ ΓΕΣΙΧΤΕΡ ΣΧΝΙΤΤ  
ΟΥΕΙΑ ΕΡ ΑΝ ΦΕΡΣΤΟΗΦΟΥΝΤ ΑΙΤΤ.

Ich enthalte mich der Glossen, theils um Ge-  
lehrten Raum zu Conjecturen zu lassen, theils weil  
sie nicht in eine Satire gehören. Aber die Inscription  
unmittelbar darunter setze ich her.

ΒΕ' ΕΡΖΙΓΕΤ ΔΙΕΣ ΔΙΚΤΟΥΜ  
ΚΑΚΑΤΟΥΜ ΝΟΝ ΕΞ' ΠΙΚΤΟΥΜ  
— — — ΚΤ ΙΣΤ ΝΙΧΤ ΓΕΜΑΛΤ  
ΓΕΒΟΡΓΤ ΙΣΤ ΝΙΧΤ ΒΕΖΑΛΤ.

Wahrlich, der Inscriptor hat Recht. (Ich glaube,  
diese Inscription ist aus dem Euripides, nämlich aus  
dessen verloren gegangener Themisto, und gerade sie war  
es, die Herrn Raupach zur Restitution des Stückes  
begeisterte.) —

Darunter fand ich, offenbar auf beide obige be-  
züglich, folgende Sophokleische:

ΕΥΡΕ ΦΕΡΣΕ ΟΥΝΑ ΕΥΕΡ Κ— — —  
 ΜΑΧΕΝ ΕΥΧ ΣΧΕΙΝΤΣ ΓΛΕΙΧ ΦΙΕΛ ΝΩΘ.

Ein halber Rothurn ist wenigstens darin anzutreffen, wenn auch nur angedeutet.

Solche antiquarische Gegenstände müssen anzusehen, selbst an Orten, wo das Abziehen natürlicher ist. Werdenkt man mir's daher, wenn ich die Zeit zum Copiren dieser Inschriften der Untersuchung der Akropolis entzog?

So wie ich aber an diese komme, muß ich natürlich einen völlig andern Stil schreiben. Vielleicht findet man ihn von nun an ächter satirisch; ich bin aber anderer Meinung.

Erst dann wird die Idee etwas wahrhaft Lebendiges, wenn sie, um Hegel'sche Terminologie anzuwenden, substantiell wird, d. h. in die Substanz einbringt, und diese umformt und gestaltet. Ein echter Hegelide hätte dieß gewiß anders und undeutlicher erklärt, allein ich habe mich nie recht in das pythische Rauchwolkendunkel hüllen können, ich Esel, möchte ich hinzufügen, wenn wir allein wären! Meine Nuzanwendung dieser Weisheit ist aber die, daß ich behaupte, nur der Eisenacher hat den ganzen Segen von den mannigfaltigen Gedanken und Empfindungen, die sich an die Wartburg knüpfen, weil sie nur für

ihn ganz in sein Leben eingebrungen sind. Wir andern, d. h. Reisenden, begeistern uns an der Erinnerung, daß hier der dichterische Wettkampf der Minnesänger gefeiert wurde, daß hier Luther Zuflucht und Ruhe gefunden, die Bibel zu übersetzen; daß von dem Gipfel dieser Burg der Blick weit über die grünen Waldberge Thüringens mit ihren romantischen Thälern und Schluchten hinschweift und bis zu den blauen Spitzkuppen des Rhöngebirges bringt, — endlich daß auf der Burg Rittersäle und Kapellen, alte Harnische berühmter Männer (sogar der des Prinzenräubers Kunz von Rauffungen) aufgestellt sind. Dieser hohle Pathos der begeisterten Stimmung ist dem Eisenacher höchst überflüssig. Denn wie ein wahrhaft gesunder Mensch die Gesundheit gar nicht merkt, weil er die Krankheit nicht als Gegensatz dazu kennt (auch nach Hegel), so muß ein wahrhaft durch Erhabenes Begeisteter auch nichts davon merken, und diesen höchsten Gipfel hat der Eisenacher erklimmt. Der Straßebube hat dort die Herrlichkeit der Wartburg so in sich, daß er mit höchster Besonnenheit mitten in seiner Begeisterung handeln und sehr wohl bemerken kann, wie vortrefflich sich mit einer Merkwürdigkeit auf den Beutel der Reisenden spekuliren läßt, und mit keiner vielleicht besser als mit der Wartburg. Den Weg hinauf findet man freilich ohne Geleits-

mann so sicher, wie ein Regenbach bergab; indessen der Eisenacher münzt die Unkunde des Reisenden, da er nicht weiß, daß ihm das, was er vor der Nase sieht, auch vor der Nase liegt, vortrefflich aus, und prägt gute Kopfstücke aus dieser Kopflosigkeit der Wanderer. Wie ganz muß den Eisenacher die begeisterte Idee, z. B. der historischen Nähe Luther's; erfüllen, daß er, völlig gesättigt davon, an jedes andere leichter und besser denkt! — Dem würde er es sonst broben zu dem herrlichen Gipfel der Ruhe im Enthusiasmus (dieser wahrhaften Solger'schen Ironie, die höchstens Shakspeare begeistert) gebracht haben, daß er neben Luther's Schreibstube Regel spielt (die Regelsbahn auf der Wartburg ist classisch), und mit den Kugeln noch ärger raffelt, als der Teufel broben in Luther's Rucksäcken? Ja, der Eisenacher schleudert die Kugel noch gewaltiger gegen die neunköpfige Regelskugelhydra, als Luther selbst das Dintensaß gegen den pferdefüßigen Besucher! Der Dintenfleck broben wäre aber ein Schandfleck für die Eisenacher, wenn sie ihn noch bemerkten, auch falls er nicht überweißt worden wäre, wie der Magistrat einmal, um den russischen Kaiser würdig im Wartburggebäude zu empfangen, angeordnet haben soll.

Noch schärfer als die der Eisenacher im Allgemeinen prägt sich die Begeisterungserfüllung und Sätti-

gung bis zur phlegmatischen Ruhe, welche die Wartburgsbewohner in specie erlangt haben, dadurch aus, daß es für sie die Würde des Ortes gar nicht mehr stören kann, eine Kneipe daraus gemacht zu haben. Was sind wir für Tröpfe dagegen, die wir uns bei weitem nicht so von der Idee durchbringen und gleichsam bis ins Innere versteinern lassen können, sondern vielmehr gar Anstoß an dem nehmen, was wir bewundern sollten; denn wir ärgern uns an dergleichen! Ich mache dabei zugleich auf die feine Achtung aufmerksam, die jedem Besucher der Wartburgskneipe dadurch erzeugt wird, daß man ihn kaltblütig und bestmöglichst prellt: denn nimmt man nicht dadurch an, daß seine Begeisterung viel zu groß ist, um dergleichen Lumpereien zu merken? Wahrlich so ist's, und Ohrfeigen könnte ich dem Wirthe geben, der mich unter solchen Umständen billig behandelte, und mir etwa keinen Kräger, kein saures Bier und harten Quarkkäse vorsetzte (zum Preise der Sagor'schen oder Berry'schen Dejeuners), sondern guten Wein und Speisen, und wohlfeil! Der Teufel breche solchem Grobian den Hals, der mich für einen Reisenden hält, wie Michel in Kusonien! Aber zittert nicht, Eisenscher, und Wartburgs- oder Brockenwirth, Ihr habt nichts zu fürchten! Denn Ihr achtet den Reisenden, wenigstens mich, wahrhaft, durch Dreimänner-

wein sowohl, wie durch Dreidoppelpreise, und verdient daher die dithyrambischen Ausbrüche meiner Begeisterung vollkommen. — Auch den schönen Zug vergesse ich Euch nimmermehr, Wartburgsinsassen, daß Ihr uns Reisende nicht wie Hunde koppelt, und etwa für drei, die der Zufall zugleich heraufführt, einen Führer gebt, sondern mindestens zwei. Wer Euch nachsagte, daß Ihr's thätet, um höhere Trinkgelder zu erpressen oder zu erpressen (*concessio* nennt's der Jurist), wäre ein nichtswürdiger Verläumder. Es geschieht aus Respect vor der Begeisterung der Besucher, die theils indignirt sein würden, wenn sie merkten, daß man ihnen in solcher Stunde eine Ausgabe ersparen wollte, theils Anspruch darauf haben, tüchtige Ciceronen, um sie herumzuführen (dreizehnjährige Knaben, Mädchen oder Wartburgsbackfische), ganz zu ihrer Disposition zu behalten, damit ihnen nichts entgehe, theils wohl auf jene heilige Einsamkeit bei der Betrachtung und Beschauung zu rechnen befugt sind, die den wahrhaften, ernstesten, tiefsten Menschen so sehr erhebt und stärkt. Nur ein Normal-Philister wie Gustav N..... hat an solchem Ort Zeit und Seifenleder-Nerven, um es zu merken, vollends darüber zu grollen, daß man ihn im Regenschauer und Zugwinde eine Viertelstunde auf Corridorschlüssel im Hofe warten läßt, damit ein Vorgänger erst aus dem Ritter-

saale hinaus ciceronisiert sein könne, bevor der nächste Besucher eintritt, dem dann wieder besonders aufgeschlossen werden kann (Pfortnerlohn gehört sich aber bei so billigen Einrichtungen), damit er Alles recht für sich genieße. Ich meines Theils mußte sehr für diese feine Aufmerksamkeit danken, die den Werth, welchen ich auf geistige Genüsse lege, so hoch stellte gegen die Rücksichten auf meinen Geldbeutel.

Kurz, theure Leser, Ihr seht ein, daß mein Aerger beim Beginn dieser Satire (deren Ueberschrift eigentlich nur die Satire ist) höchst begründet war, und vollends meine Warnung, daß nur das Ernsthafteste darin verhandelt werde. Denn war's etwa anders?



## Reise = Idyllen.

Ich bin sehr vergnügt, äußerst geliebter Leser! Denn nicht e i n e Idylle, sondern eine ganze kleine Bildergalerie kann ich jetzt schreiben. Etdyktion heißt nämlich ein Bildchen, dieß müßt Ihr merken, liebe Leserinnen, die Ihr nicht Griechisch versteht, und folglich mir darin gleicht. Da ich Euch jetzt eine Reihe artigster Bildchen geben will, ein Panorama von Eisenach bis Frankfurt, zugleich ein Sonntags-Reisebildchen, ein Genrestückchen, das ein kleines Schneebergefellchen darstellt, so versteht Ihr nun am Eingang mein Entzücken und Alles.

Ich theile meine Idyllen = Panoramen am besten in Abschnitte.

Erster. Ein frischer Regen hat die thüringischen Berge erquickt; es tröpfelt sogar noch ein wenig nach, und das Gewölk zieht, flüchtigen grauen Sei-

stern ähnlich, luftig über das klare Blau des Morgenhimmels dahin. Ach, Ihr solltet sie nur sehen diese grünen Thäler, wenn sie so im Perleenschmuck der Regentropfen glänzen, halb im Sonnenlicht, halb im sanften Schattendunkel. Wie gern ahmt Ihr mir nach, und springt aus dem finstern Gefängnisse des Wagens, um die ansteigende Straße rascher hinan zu gehen, und früher auf der Höhe zu sein, als die leuchtenden kletternden Pferde. Es versteht sich, daß ich ein junges liebes Wesen am Arme habe, dem Gebirg, Fels- und Waldthal nicht nur etwas Schönes, sondern Neues sind, und welches macht, daß wir beide doppelt innerlich jauchzen über die Schönheit um uns her. So wandeln wir durch den Wald auf dem Fußpfade hin, und lassen uns das Licht der Sonne freundlich durch flüsternde Blätter zuäugeln. Auf der Höhe glänzt uns „die goldene Sonne,“ ein romantisch gelegener Landsitz, entgegen, und bald sehen wir das reizende Schloß Wilhelmsthal hinter klaren Weihern uns zu Füßen liegen, rings von anmuthigen Auen und Gärten umgeben.

Jetzt haben sich die Nebel, die hie und da durch das Thal zogen, völlig gesenkt, und ein heiterer blauer Himmel, gerade wie ich ihn zu meiner Idylle gebrauche, wölbt sich über die Landschaft. Doppelt freundlich erscheint mir nun das wohlhabende Dorf,

in welchem ein stattliches Fabrikgebäude prangt, und jedes Bauergärtchen, wo nur einige Malven und Sonnenblumen blühen, sieht mir wie ein kleines Paradies aus. Da lese ich plötzlich an einem Wegweiserarme die Worte: Zur Liebensteiner Höhle! Himmel, welche Erinnerungen erwachten in mir! Als Knabe hatte ich in Bertuch's Modenjournal eine Abbildung dieser Höhle oft mit unbeschreiblichem Entzücken betrachtet, und konnte mir nichts Schauerlicheres und Wunderlicheres denken, als diese Steingewölbe, Höhlengänge, wunderbaren Felsennasen, von einem düster flackernden Feuer beleuchtet.

Ordentlich mit Herzklopfen schritt ich, meine liebe Begleiterin am Arm, dem schmalen Höhleneingange zu, wo eine Kreuzthür nur Einzelne einpassiren läßt. Wir schmiegeten uns hindurch und standen in einer Felsengrotte; weit in der Tiefe des Berges schimmerte ein Feuer. So glaubten wir! Doch nach wenigen Schritten, die wir tappend, ängstlich vorwärts thaten, verwandelte sich das Feuer in eine trübe Lampe, die auf dem Felsensims stand. Wir tappten rechts, vorwärts, links, zurück — überall nur Steinwände und kein Durchgang, als zu einigen Seitenhöhlen führend, die nicht größer waren als eine Kasematte. Eine Viertelstunde versuchten wir vergeblich den Eingang in das Höhlenwunder zu finden, dann tappten wir der Thür

wieder zu, — und standen im Freien. Vielleicht findet Mancher dieses Abenteuer eher für die Satire, als für die Idylle passend — allein was vermag ein Schriftsteller wider die Gewalt der Wahrheit? — Und der Schluß ist ächt idyllisch. Denn das ganze Liebenstein ist es. Ein hoher, kühl und heimlich dunkel beschattender Lindenweg führt bis zum Kurhause, wo eine Wundergruppe alter Bäume der breiten steinernen Treppe Schatten bereitet. Unter denselben, auf der äußern Terrasse, weht im heißesten Sommer kühl sächelnde Luft. Das Brunnenhaus ist freundlich, aber verfällt ein wenig; der Springbrunnen davor plätschert; — jenseits sieht man die mit Hortensien geschmückte edle Villa des Herzogs; — durch die Bäume, die den Spaziergang bilden, blickt der Pavillon, der den Brunnen deckt; — hinter dem Leiche steigen freundliche, bewaldete Höhen auf, deren eine von ehrwürdigen Ruinen gekrönt ist. — Der stille, warme Augustvormittag, das stete, ruhige Sonnenlicht, der gleichmäßig blaue Himmel, — den nur leichte Wölkchen durchziehen — Welch ein idyllischer Reiz! — Ihr müßt, an der Kirche vorüber, auf sauber mit Kies bestreuten Wegen, die von blumigen Rasenstreifen eingefast sind, zur Ruine mit mir hinansteigen. Immer reizender wird der Blick rückwärts, unter Euch, jemehr sich der Pfad über die Dächer,

die Baumgipfel, endlich den Kirchturm des freundlichen Liebenstein erhebt, daß Ihr ihm in die Gassen und Gäßchen hineinschauen könnt. Nun säuselt das Birkenlaub um uns her; die Finken und Amseln zwitschern lustig; ein Reh huscht über den einsamen Weg; Tannendunkel umfängt uns kühl und schattig; es wird freier, wir stehen auf der Ruine. — O, reizende Windungen des Thales! Reiches Gewebe von Wiesen und Korn, Wald und Fels, durchwirkt von den Goldfäden der Landstraßen und den Silberfäden der Bäche! Abgründe, Klüfte, dunkelblaue Kuppen des Waldbirges und helle Spiegel der Seen. Der bläulich graue Inselberg, das reizende Schloß Altenstein, sie liegen uns scheinbar dicht vor dem Auge, weil die Luft so klar ist. — Und nun? Der Felsensitz hier oben, — der Blick durch die hohlen Fenster, deren jedes ein anderes Bild in seinen Rahmen faßt — kosende Lüftchen, — Herz an Herz — Auge in Auge — Ach, wer dichtete nicht Idyllen! Wer träumte nicht selige Abgeschlossenheit von dem verwirrenden Getümmel der Welt, süßes Ausruhen an der Brust der Natur, im Schooß heiliger Einsamkeit, — wer träumte nicht von solchen stillen Lebensbildern, kurz von Idyllen!

Hier fällt der Vorhang vor den ersten Abschnitt des Idyllen-Panoramas, und ziehe den zweiten auf.

Es ist Sonntag! Wie sieht ein Sonntag auf der Reise aus! Schon vor zwanzig Jahren wollte ich eine Idylle über das Thema schreiben, und es wäre mir vielleicht besser gelungen als jetzt, wo ein siebenunddreißigjähriger Kopf die Welt der Unschuld und des stillen Glückes doch nicht so klar abspiegelt, als ein siebzehnjähriges Herz! —

Schon das ist unbeschreiblich reizend, Mitreisende und Leser, daß Ihr am Sonntag früh unter dem Morgenglockengeläute des Städtchens oder Dörfchens, wo Ihr übernachtet habt, ausfahrt.

Die Stubenjungfer — wenn Ihr die Abreise nicht zu früh einrichtet, was am Sonntage ganz falsch ist, steht schon im schmucken Puß vor Euch. Das Häubchen ist frisch aufgesetzt, das Nieder etwas fester geschnürt, das volksthümliche Röckchen und Schürzchen mit Bändern und bunten Säumen geschmückt; aber nationell muß die Tracht sein, sonst hat sie kein Sonntags-Ansehen. Ein Stadtmädchen, mit ihren Sonntags-Modefahnen herausgeputzt, macht mir den umgekehrten Eindruck, wie eines in der Volks- und Landtracht; es entheilligt den Sonntag, statt ihn zu heiligen. Vor der Thür ist alles schon frisch gekehrt; der Rechen hat die Wege, hat den Vorplatz gesäubert; die Treppen sind mit frischem Sand bestreut, der angenehm unter der Sohle knistert. Ein paar gepuhte

Nachbarinnen stehen schon in der Hausthür und gucken neugierig auf die Reisenden, die sie erst einsteigen sehen wollen, bevor sie nach der Kirche gehen. Alles grüßt und nickt freudig, wir fahren ab, und nun gehen die hübschen Nachbarinnen, das Gesangbuch in der Hand, unserm Wagen nach, bis sie seitab nach der Kirche biegen. Das Städtchen, durch welches wir eben fahren, ist dreimal so hell und freundlich als gewöhnlich. Die Läden sind geschlossen, daher sieht es still aus, doch desto mehr Fenster sind offen, aus denen zierliche Gesichtchen herabblicken, denen heute etwas Muße zum Umschauen bleibt. Denn am Alltag schwingt beständig die drückende Arbeit ihre Sklaventeitsche. O Sonntag, du mildest Gnadenpfand der christlichen Lehre! der du die Menschen, auch die ärmsten, erlösest von dem harten Joch, sie losspannst zu einer kurzen, freudigen Rast! Zuchthaus-Inspectoren müssen die werden, die dich aus der heiligen Ehrfurcht des Volkes verdrängen wollen! Der Sonntag ist der Frühling, der Sonnenschein, der Labetrunk des Gedrückten, des Armen, der sich alle seine Tage hindurch mühsam mit dem Leben ringt, und ihm die dürftigen Gaben abkämpfen muß. Wollt Ihr diesem ewigen Ringen seinen siebenten Tag des Friedens, des Waffenstillstandes nehmen? Der Gedanke ist unbeschreiblich groß, ist tief christlich, daß die Arbeit etwas

Verbotenes wird, die Freude, die Muße etwas Gebotenes. Freilich so stumpf und dumm wie die puritanischen Secten der Engländer darf man ihn nicht verstehen! Aber verstehen die Pietisten denn Christenthum, Glauben, Religion überhaupt anders, als stumpf und dumm? Sie wissen ja von keinem Himmel, als von einem, zu dem sie erst die Hölle im Menschen treiben soll.

Dieß ist aber nicht idyllisch.

Gleich sitze ich wieder am Bildchen.

Fährt sich's schon so hübsch durch reinliche Städtchen mit gepukten Kirchgängern am Sonntage, so ist's vollends über alle Maßen schön auf dem Dorfe. Ich komme Vormittags an, ehe die Kirche aus ist. Schon das hat mich feierlich gestimmt, daß ich draußen die Felber alle so still ohne Arbeiter gesehen, und fernher der Glockenklang durch blaue Lüfte zu mir herübergebrungen ist, als die stete feierliche Begleitung zu den sanften melodischen Stimmen meines Innern. Im Dörfchen aber sieht es gar zu festlich aus. Vor den Thüren alles gekehrt; die Fenster mit Blumen geschmückt. Die Kinder, die noch zu klein zur Kirche sind, sitzen auf der Thürbank neben der Großmutter, die zu alt und schwach dazu ist. Die weißen Hemdchen, die bunten Röckchen stehen den muntern, frischen Gesichtchen gar zu gut. Alles



grüßt; denn am Tage des Herrn, wo man der Ruhe und Freiheit genießt, stellt sich auch die freundliche, veredelnde Sitte leichter und natürlicher ein. Auch grüßt man, weil man nicht eben unter die Geißel der Arbeit gebückt ist, und ein ausruhender, genießender Mensch mehr Zeit hat, um einem andern sein Herz zuzuwenden, als ein gequälter.

Gerade als der Wagen vor dem Kruge hält, ist die Kirche aus, und wir sehen die Dorfleute über den grünen Rasenplatz vor dem Gotteshause kommen. Auf jedem Gesichte schwebt anfangs noch der Ernst der Predigt; aber von Schritt zu Schritt wird es durch das Gefühl der freien Ruhe, da nun, nach der schweren Arbeitswoche, der Nachmittagslohn der Freude bescheert ist, heiter.

Auch unser Reifewagen spielt seine Rolle dabei, denn Jung und Alt betrachtet ihn neugierig und grüßt die vornehmen Stadtleute, von denen man bei Tische, oder Nachmittags auf der Thürbank noch schwagen kann. Besonders, weil die freundliche schöne Dame mit einigen artigen, gepußten Kindern gesprochen, und ihnen sogar Kirschen geschenkt hat. —

Wir werden Zeugen von diesem Nachmittag; aber in einem zweiten Dorfe, das uns ganz das Bild des ersten, nur mit andern beweglichen Figuren gibt. Am Eingange steht ein Marienbild; zwei junge Mädchen

haben es mit frischen Blumensträußen und Kränzen geschmückt. Sie knien davor, und die schon sinkende röthliche Sonne streut Gold in ihr geflochtenes Haar und wirft ihnen einen Rosenschimmer auf Wange und Nacken, die uns halb zugewendet sind.

Im Dorfe selbst sitzt alles vor den Thüren. Die Männer rauchen gemächlich, die Weiber legen noch gemächlicher die Hände in den Schooß und sehen die Kinder vor sich herumspringen. Ihr Jubeln unterbricht die fast überall herrschende Ruhe und Sonntagsstille.

Das artigste Bild aber sehen wir am Brunnen auf dem grünen Plage vor der großen Linde. Hier sitzen die hübschesten Mädchen auf dem Brunnenrande und schwätzen nicht wie sonst, was ich schon so gern sehe, beim Schöpfen, sondern ganz müßig. Sie sehen dem Ball- und Kegelspiel im Freien zu, das die jungen Burschen nicht weit davon treiben. — Plötzlich wird die ruhige Gruppe der Mädchen lebendig; sie fahren auf, springen von ihren Sitzen; — ich denke, es ist mein Reisewagen, der sie so in Unruhe bringt, doch keineswegs. Unter der Linde läßt sich der brummende Grundstrich einer Baßgeige vernehmen, zu dem sich eine weitschrellende Quersflöte gesellt. Diese Zauberklänge sind es, welche fast wie Oberon's Horn wirken; denn noch ehe der Wagen

über den Platz gefahren ist, sehe ich den Platz unter der Linde schon voll Tänzer und kann, indem ich um die Ecke in das Quergäßchen einbiege, das mich aus dem Dorfe führt, noch die ersten Takte des Schleifers hören, und das erste Paar sich im Kreise drehen sehen.

Abends, als blaßes Sternenblinden und Dämmerung mit einander zu kämpfen beginnen, kam ich an das Städtchen, wo ich die Nacht blieb. Hier sah ich das Genrebild des Sonntags noch einmal in einer ganz andern Beleuchtung. Auf dem Markte liegt das Gasthaus. Vor allen Hausthüren sitzen bunte Gruppen der Bewohner; die Kinder springen jubelnd fast bis mitten auf den Markt; dort wimmelt's von Spaziergängern, denn die Mädchen des ganzen Städtchens gehen zu zweien und zu dreien lustwandelnd um den großen, alterthümlich verzierten Brunnen herum; die Soldaten sitzen müßig in dem Wachtthause auf der Bank, und schlottern mit den Füßen; in den Fenstern der stattlichsten Häuser glänzt schon die trauliche Flamme des Lichtes, — eine Schar halb müder Lauben flattert noch im letzten Dämmerungsschein des Abendroths um die Spitze des Kirchturmes, und die lärmenden Knaben schauen empor, deuten darnach hinauf und versuchen, die müden Mauer noch einmal aus ihren Mauernestern aufzujagen

durch Geschrei und ohnmächtige Steinwürfe, die nur die Viertelshöhe erreichen.

Da halten wir schon am Gasthose. Die Jungfern und Kellner sind gepußt; die große Eckstube rechts ist voller Fremden und Stadtgäste, die links voller Fuhrleute und Diener. Hier braust etwas Sonntagssalarm uns ins Ohr nach so mancher stillen Freude und Erholung, die uns der heilige Tag geschenkt. Doch die Dissonanzen der Freude lösen sich alle gut auf. Es schlägt zehn, wird stiller, ein Viertelstündchen — und alles ist todt. Begraben liegen Lust und Freude, Wehmuth und Trauer in die tiefe heilige Stille der Nacht. Aber der Mond steigt friedlich zwischen den Giebelspitzen der Dächer und dem Kirchthurme herauf, und webt freundlich seinen silbernen Schleier über die dunkle, ruhende Stadt. Morgen wird freilich die Sorge sie wecken, doch —

Quid cras futurum sit, fuge quaerere.

Ich komme zu einem neuen Abschnitte des Ibyl-  
len-Panoramas, dem dritten, auf dem ich auch  
geographisch weiter rücke bis ins Herz von Franken-  
Noß tausend! — Eben fällt mir's wie Schuppen von

den Augen! Ich war verlegen um den Titel meiner Idylle.

### Das Frankenland

soll sie heißen. Von jeher war mir, und ich glaube, es geht den meisten Menschen so, die schönste Gegend nicht die liebste zum Bewohnen, wie man sich weder in Prachtleibern zum täglichen Lebensverkehr behaglich fühlt, noch sich von Fasanen, Austern und Champagner ernähren mag. Aber es giebt einen Reiz der Landschaft, der für mich der höchste ist, weil er mich zum bauernben Genuffe einladet. Und diesen Reiz hat das schöne Frankenland, mit seinen nächst angrenzenden Landstrichen, — denn geographisch genau will ich in meiner Idylle die Grenzlinie nicht ziehen, sondern künstlerisch frei. —

Schon der Vorsaal, die Berg-, Hügel-, Korn-, Wein- und Waldgegend von Meiningen bis Riffingen ladet mich zum Gehen ein. Mehr aber noch das Herz Frankens, von Schweinfurth (einer Stadt, die belläufig selbst in einer Idylle nicht wohl im Genitiv stehen darf), bis Würzburg, und von dort bis in die meilenlangen Laub-Domgewölbe des Speisart und nach Aschaffenburg. Widerstehe aber auch

einmal einer dem Sibyllen, das ich jetzt mit gelbem Crayon zeichnen werde!

Wir fahren durch das alterthümliche Thor des Städtchens, mit den reinlichen Häusern und Gassen, wie es Homer mit stehendem Epitheton bezeichnen könnte, wenn er den herrlichen Spondeus Schweinfurth aus Uebermuth des Reichthums verschmähen sollte. Schon der Stadtgraben ist ein Garten, die alten Mauern und Wälle Weingelände und Weinberge, so sind sie in das grüne Kleid der Rebe eingesponnen. Dann beginnt der meilenlange Garten. Die Chausséen ziehen sich wie saubere Kieswege durch den Park; eine Reihe von Fruchtbäumen faßt sie an beiden Seiten ein und beschattet sie. Die gothischen Bogen ihrer gekreuzten Zweige bilden die Rahmen zu einer Kette der anmuthigsten Landschaftsstücke, deren Vordergrund üppige Kornfelder, der Mittelgrund ein stattliches Dorf, der Hintergrund Weinberge, oder die bläulichen, mit alten und neuen Schlössern gekrönten Höhen zu sein pflegen, zwischen welchen der Main seine muntern Silberwellen rauschen läßt.

Gewiß, es giebt ungleich schönere Landschaften, und einzeln wollte eine Gegend dieser Art wenig bedeuten. Aber der Segen ist der, daß er gar kein Ende nimmt; daß die schattige Bedachung der mächtigen Birn- und Aepfelbäume von Dorf zu Dorf den

grünen Portikus bildet, daß alle Querwege eben so sauber gleichmäßig geebnete Straßen sind, daß, wenn wir ein stattliches Dorf von steinernen, zwei und drei Stockwerke hohen Häusern verlassen haben, der spitze Thurm des nächsten schon wieder zwischen den Bäumen hervorragt. Und die schimmernden Schlösser, die reichen Klöster, von weitläufigen Gärten umgeben, wechseln eben so häufig, und die Fülle der Gaben, welche der Boden an fetten Wiesen, Gartengewächsen, Getreide, Mohn und Wein darbietet, erscheint unerschöpflich. Da hat es freilich ein Reisender leicht, Jbullen zu schreiben, denn er braucht nur ein Register der Gegenstände zu machen, die an ihm vorübergleiten, wenn er im Wagen sitzt, und hat nicht einmal nöthig, sich um eine Abwechslung zu kümmern, weil ihm diese von selbst geboten wird. Und will er es recht artig machen, so zeichnet er dabei nur eins von den vielen frischen Bauermädchen ab, die ihm begegnen, in kurzen Röcken, saubern Linnenärmeln, weißen Zwickelstrümpfen, mit braunen Augen und Haar, schlank, gerade, sichern Ganges, lachend und singend, redlich und fröhlich.

Es ist gar keine Kunst, auf solche Weise wie im Umsehen nach Würzburg zu kommen, dessen hehres Glockengeläut uns schon von weitem von einem fri-

schen Winde entgegengetragen wird, und uns angenehm an das Verschen des Volksliedes erinnert:

Die Würzburger Städtli  
Haben schönes Geläut,  
Die Würzburger Maidli  
Sind kreuzbrave Leut.

Aber eine solche prächtige, wohlhabende Stadt gehört zwar ins blühende Frankenland, jedoch nicht in meine Idylle. Wir fahren gerade hindurch. Die Sonne steht hoch, der Main ist fast ausgetrocknet, das Getreide auf den Feldern ist meist geschnitten, oder steht hochgelb, der Sichel reif. Kein Lüftchen regt sich, die Schwüle will uns fast erdrücken. In blauer Ferne sieht man die Waldkuppen des Obenwaldes und verfolgt die Straßen, die nach dem schönen Süden führen. Vor uns umzieht eine blauschwarze Linie in flachen Wellenhebungen den Horizont. Es ist der Speffart, dieser verrufene Wald voller Räuber und Hexen. Am äußersten Rande einer Idylle kann man ihn allenfalls andeuten.

Endlich sind die heißen Stunden überwunden, und eine sanfte Kühlung weht uns entgegen. Der Weg senkt sich hinab in das Mainthal. Da liegt das reizende Lengfurth vor uns, gegenüber am andern Mainufer das reiche dazu gehörige Kloster auf waldbiger An-



höhe. Der Main ist spiegelklar; der Hauch der Abendröthe schwimmt auf seinen sanften Wellen. Ringsumher tiefe Stille, nur das Plätschern der Ruder von der Fähr, die uns überholen soll, unterbricht sie. Jetzt schwimmen wir auf dem Strome. Vor uns das weiße Kloster, dessen Fenster im Abendgolde flimmern; hinter uns das freundliche Städtchen Lengfurth mit seinen reinlichen Häusern, beides von dem Grün der Wald- und Weinberge umgeben, und Alles in sanfter Verklärung abgespiegelt in der Tiefe des Mains. O du schönes Frankenland! Nicht zu einer, zu tausend Ibyllen gäbest du Stoff, aber auch zu größern Bildern, wenn man den Reichthum deiner Vorzeit, die Vielgestaltung deines geschichtlichen Lebens erwägt.

---

Nach diesem dritten Akt meines Ibyllen-Panoramas lasse ich den Vorhang davor fallen. Um jedoch mein geographisches System nicht gar zu arg zu verletzen, halte ich's für Pflicht, hier eine Reise-Jeremiade einzuschleiben, welche ich Kissingen nenne.

---

## Reise = Seremiade.

Kissingen heiße mein Klage lied. Heil denen, welche fern von einem Badeorte bleiben können, denn sie sind fern von der langen Weile, fern von dem kahlen, schalen Treiben der vornehmen Welt, und vielleicht, was ich aber als das Geringsste nenne, fern von Krankheit. Ein Badeort wie Kissingen gleicht der Boa, die sich den Leib so voll schlingt, daß sie sich nicht regen kann, und dann einen Monat verdaut und hungert. Drei Monate im Jahre geht es den Kissingern so. Russen, Polen, Franzosen, Engländer, die meisten von nobler Race, stopfen das Nest so voll, daß Dachkammern auf den Werth der Prachtsäle kommen, und die Kissingner selber nicht viel besser wohnen als die Negerklaven im Schiffsraume, denen er nach Kubitzollen zugemessen wird. Dann verläuft sich die Stuth, das Flußbett des Bades wird ganz leer und die sieben

(oder etliche mehr) Riffinger Spießbürger zappeln im trocknen, leeren Raume, der so ob-weitläufig wird, daß man sich darin verliert, und mir in Gedanken ungefähr so zu Muthe dabei wird, als sollte ich mein Arbeitscabinet im Straßburger Münster oder Kölner Dom haben. Das Winterelend kenne ich zwar nicht, und weiß nicht, wie es im eingeschnittenen Nest aussieht, kann mir's aber lebhaft denken. Es verhält sich zum Sommerelend wie die unterirdischen, unter dem Meere liegenden eiskalten Sumpfgefängnisse Venedigs zu den glühenden Bleikammern; bis heut hat aber noch Niemand entschieden, welche Marter die größere gewesen ist. Gewesen, denn die französische Revolution, die viele Bastillen und Marterkammern des menschlichen Geschlechts zerstört hat, zerstörte auch diese.

Vom Riffinger Sommerelend sänge ich mein Lied. Schon eine Stunde zuvor war die Landstraße abscheulich, denn sie liegt im dichten Staub der raselnden Wagen, in denen die haute volée spazieren fährt, ein Genuß, der ihr fade vorkommen würde, wäre nicht undurchdringlicher Staub und betäubendes Rasseln dabei. Ein Grauen ergreift mich, sehe ich die geschminkten Alten und die geschnürten Jungen, deren, Gebet-, Gesang- und Gesetzbuch das Modejournal ist. Es zuckt mir in der Faust, den affektirten Dandys, die vorbei reiten und den Begriff des Man-

nes durch ihre Existenz verhöhnen, die Keitpeitsche zu appliciren, die sie narrenhaft am Daumen hängen haben. Es zuckt mir abermals doppelt und dreifach, wenn ich bedenke, daß diese Menschenkarikaturen eigentlich annehmen, die Welt sei für sie, wenigstens sie nur zum Genuß dessen, was sie Erfreuliches bietet, da; der Bauer arbeite, damit sie Weißbrot zerkrümeln, der Winzer, damit sie in Champagner oder Rheinwein der Böllerei fröhnen können. Nicht zufrieden damit, daß das stumpfe dumme Stück diesem mehr Affen- als Menschengeschlechte seine Gaben zugeworfen hat, wollen sie auch noch das Privilegium darauf geltend machen, und Staat, Kirche und Religion so zurechtan, daß dieses dreißigige Tribunal ihnen auch unbedingte Vorrechte in Allem für die Ewigkeit zuspreche. Der Haupttarger ist freilich nicht der im Badeort Kissingen, wie in andern, daß diese Gesellschaft (auch diesen Titel maßt sie sich vorzugsweise an, als wenn das übrige Menschengeschlecht nur eine Bande oder Horde von Wilden sei, zu denen solche Leute wie Schiller, Jean Paul, Lessing u. s. w. allenfalls gehören dürfen) — daß diese Gesellschaft an ihre Vorrechte glaubt oder nicht glaubt, aber eisensest daran hält, sondern daß es wirklich noch so viel hündische thörichte Demuth (Niederträchtigkeit nenne ichs besser) in der Welt giebt, die jenen die Vorrechte einräumt,

und sie für unantastbar heilig hält. Indessen ist der Begriff ziemlich einfach, und gewiß, daß Gott den Bauer und Bürger nicht schuf und zur Lastthierarbeit bestimmte, damit Affen und Laffen von sogenanntem Stande, Lords, Barone, Grafen und etliche drüber oder drunter in Rissingen und andern Badeorten schweigen, Hunderttausende für schaaale Nartheiten vergeuden können. Hoffentlich werden nicht zehn Jahre vergehen, und der deutsche Bauer begreift das so gut wie der französische, und nimmt Spaten und Karst und schlägt — —

Sind das aber Jeremiaden? Freilich, aber andere, als solche, die ich schreiben wollte, andere, als Rissingen Reise-Jeremiaden. Aber so gut wie ich mich durch das flachköpfige und leerherzige, giftige Narrenvölk schlagen mußte, um in die Gassen von Rissingen einzufahren, eben so muß sich auch der Leser durcharbeiten, um zu dem andern Ende zu gelangen. — Ich fuhr vor den ersten Gasthof — alles gedrängt voll; vor den zweiten, — es war vor Fuhrleuten und Wagen nicht einmal bis an die Thür zu kommen, geschweige hinein, — vor den dritten. —

„Kann ich hier ein Unterkommen finden?“

„O ja, mein Herr! Es ist noch ein Zimmer offen.“

Der Kellner springt voran; um den Wagen und

das Gepäck kümmert sich Niemand. Wir schleppen es mit Hülfe des Kutschers selbst ins Haus. — „Wo ist das Zimmer für uns?“ — „Sogleich! Wilhelm, wo ist der Zimmerkellner?“ — Wilhelm ruft nach Louis, Louis nach Friedrich, Friedrich nach August, August weiß von nichts. — Er hat keinen Schlüssel! Er schreit nach dem Stubenmädchen. Sie ruft, gleich, bleibt aber oben! Ich stampfe mit dem Fuße, ich murmle einen Fluch zwischen den Zähnen. „Sie sollen sogleich bedient werden, mein Herr!“ sagt der Wirth, und springt hinweg, um einen neuen Gast zu empfangen. Weg sind Wirth, Kellner, Stubenmädchen, der Teufel und seine Großmutter. Ich entschleße mich endlich kurz, gehe die Treppe hinauf, suche nach dem leeren Zimmer, und bin endlich so glücklich, den zu treffen, der mir die elende Kammer nach dem Hofe öffnet, in der ich hausen soll. Die Betten liegen da, wie sie am Morgen verlassen sind, die Waschtüscheln unausgegossen, die — still, dergleichen lese man selbst in einer Jeremiade nicht.

Ich fordere frisches Wasser, Reinigung des Waschbeckens. „Die übrige Anordnung hat Zeit, bis ich ausgegangen bin, weil ich gleich auf die Promenade will!“ — „Ich werde das Stubenmädchen gleich herauf schicken.“

Ob er sie schickte, weiß ich nicht, sondern nur,

daß sie nicht kam. — Ich sehe einen Brunnen im Hofe, im anstoßenden Zimmer gegenüber entdecke ich noch eine Waschschüssel und Karaffe, und mache also aus der Noth eine Tugend und hole mir das Wasser selbst. — Wir behelfen uns so gut wir können; bürsteten unsere Kleider eigenhändig, und sind endlich fertig, um noch die Nachmittagspromenade zu besuchen. Denn außer dem „Gleich, mein Herr!“ war von dem Wirth und den Leuten im Hause nichts zu erlangen

Kissingen ist noch kein Ort, es will erst einer werden. Man baut an allen Ecken und Enden. O herrlicher Sommeraufenthalt! Hinter Maurergerüsten zu wohnen! Die Fenster anmuthig voller Kalk gespritzt! Statt der Vögel vor dem Fenster die weißbestäubten Stiefeln der Maurer! Uns überm Kopf wird eine neue Etage aufgesetzt! Die angenehme Musik der Hämmer und Beilschläge, des Steinschüttens und ähnlicher Charivaritöne, weckt uns aus dem Morgenschlase. Es ist auch Zeit, denn man muß auf die Promenade, muß an den Brunnen. Von 1100 Gästen sind 100 wirklich körperlich krank, 100 eingebildet, der Rest nur geisteskrank, weil er hier Vergnügungen sucht und findet. Das Kissingener Wasser schmeckt (und darin liegt seine beste Eigenschaft) wie meine Dinte, doch kaum so milde. Welch ein Glück,

einen solchen Dintenbecher täglich mehrmals leeren zu dürfen! Die Promenade ist, dies set der einzige Sonnenblick in der Jeremiade, — eine schöne Lindenallee, eine Art Wäldchen. Uebrigens ist die Gegend so dürr wie die Seele eines Badegastes par plaisir. Links eine mühsame Ruine auf kahlem Gipfel, rechts ein noch mühsameres Lusthaus. Nach beiden wird der Spaziergang gerichtet; aber welcher ein Spaziergang! Kein einsamer oder zweifamer an lieber Seite, sondern ein zwanzig-, funfzig-, hundertfamer. Vorher schluckt jeder etwas Gift, welches die Medisance besser in Fluß bringt, ohne die kein gewürzter Spaziergang zu denken ist. Zwar die Apotheker haben kein Recht, das Gift zu verkaufen, doch die Badegäste präpariren sich's untereinander. Denn die Gräfin Emma hat einen neuen Shawl um, der zwanzig Damen hinlänglich einen ganzen Morgen und Vormittag vergiftet; sie ihrerseits wird durch ein neues Collier der Fürstin P.... vergiftet. Doch die Fürstin schließt sich von dem patriotisch gefelligem Giftnehmen nicht aus, sondern saugt es ihrerseits aus den rosigten Wangen und Lippen des jungen Fräulein Henriette von S....., die am Morgen auf der Promenade so ungemerkt von dem Grafen C.... ausgezeichnet worden ist, der doch pflichtmäßig seine Huldigungen der Fürstin zu widmen hat, — so ungemeyn, daß man keine Riffinger Brun-



nenkranke zu sein braucht, um vollends elend darnach zu werden, d. h. in dem Grade aufgereggt und gereizt, daß man das munterste Ansehen hat, und das Gift der Medisance ordentlich lustig ausschäumt und spritzt beim Nachmittagsspaziergange. Kurz, wie ich sage, Kissingen vergiftet sich ohne Apotheker, und die Kunst der andern Bäderörter, der Salons, der Hofgesellschaft, der haute volée, des Faubourg St. Germain, der City wird hier in den Sommerferien nicht vernachlässigt, so sehr man sie im Winter geübt hat.

Aber ich glaube, mein zweistündiger Aufenthalt vergiftet mich selber schon so, daß mir alles schwarz vor den Augen wird, und mithin auch alle Gegenstände schwarz erscheinen. Diable! Das Kurhaus z. B. mißfällt mir höchlichst, — diese Uniform! — Und das neue, welches schöner werden soll als das Brückenaauer, steht noch nicht. Der Bazar — das neue Livoll — soll mich solche Misere entzücken? Unmöglich. Drum kehrt! Fort von der Promenade zurück ins Wirthshaus! Aber hier beginnt des Reiselebens zweiter Aufzug. Die vertrackte Marterkammer ist noch so unaufgeräumt wie vor zwei Stunden, ich kann also nicht aufgeräumt sein. Jetzt erst sehe ich's, daß ein Schornstein dicht unterm Fenster ausmündet, und Rauch und Fettdampf daraus empor- und bei mir einsteigt. Ich habe aber nur eine mensch-

liche, keine Jupiternatur, und dergleichen Brand- und Bratfettopfer dünsten mir unausstehlich entgegen. Ein anderer Geruch, den ich nicht näher bezeichnen will, kommt aus einem andern Kanal! Im Zimmer Stickluft, draußen Schwefelwasserstoffgas! Verfluchte Anstalt zum Athmen! Und hier soll ich bleiben? Hier die Nacht zubringen, nur um zu sagen, ich schliefe auch einmal in Rissingen? Zehn Esel zusammengenommen könnten ja nicht so dumm sein! Kutscher! Kellner! Wirth! Holla! He! Heda! Anspannen! Was bin ich schuldig? Eine Flasche Wein! Kalter Braten! Meine Sachen in den Wagen! Waschwasser! Drei Gulden funfzehn Kreuzer! Jede Minute meines Jeremiaisleides ein Kreuzer! Verfluchter Preis! Prellerei! Hier! Glück auf! Der Wagen fährt vor! Hurrah! Wir rollen davon!

Wer hätte es glauben sollen, daß die Jeremiade am Ende mit einem Jubelchor, mit einem Te Deum laudamus schließe? Ich wußte es von Anfang an; denn stimmte ich's nicht an, so that's der Leser, daß sie zu Ende war.

## I d y l l e.

### D a s S c h n e i d e r l e i n .

Hinter der Riffinger Jeremiade glaube ich, paßt sich nichts besser als ein munteres Idyllchen, ein wahres Genre-Idyllchen. Die Sonne schien schon röthlich; wir waren einem Dörfchen nahe; der Weg zog sich die Anhöhe hinan, und da die Straße nicht chaussirt war, keuchten und arbeiteten die Pferde schwer. Dennoch holten wir einen kleinen Wanderer ein, der in dünnen Schuhen, spärlichen Hantinghöschen, mit einem ungeheuren Ranzen auf dem Rücken, an einem Dornenstocke, so dick und schwer, daß er ihn kaum regieren konnte, vor uns her ging. Nein, er ging nicht, sondern kroch, wankte und hinkte, oder vielmehr führte einen Pas de seul aus, der sich aus diesen drei Bestandtheilen mischte. Als wir näher kamen, sah sich der kleine Wanderer um und betrachtete un-

fern Wagen mit hoffenden und sehnsüchtigen Blicken. Es war ein Burschchen von kaum funfzehn Jahren, so zart wie Milch und Blut, blond, mit blauen, hübschen, aber etwas matten Augen. Er näherte sich dem Wagen, zog den Hut ab und sprach demüthige Worte, die ich für die Bitte um ein Almosen nahm und ihm ein Dreikreuzerstück zuwarf. Er fing es mit dem Hute auf, schüttelte aber dabei mit dem Kopfe, ergriff es und reichte es mir zurück; indem aber fuhr unser Kutscher rascher vorwärts, und im Rasteln der Räder begriff ich nicht, was das kleine betrübe Bübchen wollte. Doch seine Gesichtszüge nahmen plötzlich, als er mit dem Wagen nicht Schritt halten konnte, einen solchen Ausdruck des Schmerzes, ja der Angst an, er winkte und sprach so hastig fort, daß ich anhalten ließ, um zu erfahren, was ihm fehle. Förmlich vor Angst zitternd, daß ich ihm eine abschlägige Antwort geben könnte, trug er mir nun in volksthümlicher Mundart seine Bitte vor, hinten aufsitzen zu dürfen. „Ich hab heut mei Wanderschaft ahngotrete, und mir mei Fuß wundgelaufe, könnte i wohl á Biffel auffige.“ Der Kutscher machte, wie immer bei dergleichen Zumuthungen, eine saure Miene, allein meine liebe Begleiterin eine so mittelidig freundliche, der kleine Wanderer eine so bittend-demüthige, daß das übersaure bitter-saure Kall in des Kutschers Ge-

sicht völlig neutralisirt wurde. „Setz Dich auf den Boß zum Kutscher, mein Söhnchen,“ sprach ich, „und gib uns Deinen Tornister hier in den Wagen.“

Und wäre Theokrit ein Pfuscher gegen mich, so würde ich doch nicht im Stande sein, in meiner Idylle das selig strahlende Gesichtchen des kleinen Wandersmannes passend und treu einzumalen, nachdem er diese Antwort bekommen hatte. Mit blißschnellen Bewegungen schnallte und schnellte er seinen Tornister ab, die vorher so lahmen Füße gewannen plötzlich eine neue Elasticität; sogar den schweren Dornenstock schwang er leicht, und sich selbst dazu, auf den Boßsitz. Selbst der Kutscher verlor seinen Mißmuth, als er die Freude des federleichten Passagiers sah, und rückte gutwillig zu. Nun begann meine Unterhaltung mit dem armen Schelm.

„Wer bist Du?“

„Ich bin ein Schneider, Herr! vorgestern habe ich ausgelehrt, gestern wurde ich zum Gesellen gesprochen und heut habe ich die Wanderschaft angefangen.“ —

„Wie alt bist Du?“ —

„Zu Johannis bin ich sechzehn gewesen. Ich hab keinen Vater, keine Mutter mehr, sie sind schon vier Jahre todt. Ich gehe nach Kissingen.“

„Hast Du denn Geld zum Wandern?“ —

„Et ja wohl, ich habe einen Gulden und vierzig Kreuzer, das ist genug; den Stock hat mir mein Meister geschenkt. Wenn ich mir nur die Füße nit wund gelaufen hätte, da wäre ich heut noch bis zwei Stunden vor Meiningen gegangen, und von dort in drei Tagen nach Kissingen.“ —

„Nun kannst Du heut bis Meiningen fahren, und wenn Du morgen zeitig aufstehst, auch bis Kissingen.“

Jetzt gerieth das kleine Schneiderlein in ein, ich möchte es rührendes Entzücken nennen. „Das sage ich doch,“ rief er aus, „gute Leute trifft man immer an. Meine alte Ruhme hat mir's immer gesagt: „„Heinrich, ein gutes Wort findet eine gute Statt.““ — Ich hab mich auch nicht gefürchtet, in die Welt zu gehen, und ich will mir schon durchhelfen. Mein Vater ist auch gewandert, und er war ein reicher Mann, nur der Krieg hat ihn zu Grunde gerichtet. Ich kann auch noch reich werden. Aber Sie sind ein gar guter Herr, und morgen kann ich wieder mitfahren? Da komme ich noch zwei Tage früher nach Kissingen!“

Der Kleine schwagte ohne Unterlaß fort, und sein Herz saß ihm auf der Zunge. Ich hörte ihm gern

zu, und schämte mich in der Stille darüber, daß er mit so viel mehr Muth, Glauben und Vertrauen an sein Leben ging als ich. Ein Gulden vierzig Kreuzer war die unerschöpfliche Basis seines Glücks. Daß er zufällig auf einen gutmüthigen Reisenden gestoßen war, gab ihm eine Bürgschaft für alle kommenden Jahre. Auf dem Bockplatz saß er auf dem Gipfel seiner Wünsche! O, Schneiderlein, im Wachstafelhütchen und Mantlinghöschen, mit dem kurzen grünen Reisejäckchen, was gabst Du mir für Lehren, der ich hinter Dir herfuhr, mit mehr Louisd'oren in der Tasche, als Du Kreuzer führtest, mit hundert Hülfquellen, wo Dir nichts blieb als Nähnel und Zwiern, und dennoch mit zehn Mal mehr Sorgen in Kopf und Brust, als Du! Du warst mir dankbar, Schneiderlein, aber ich habe Ursache, es Dir zu sein. Was ich Dir Gutes that, kostete mich auch nicht das Opfer eines Hellers an eigenem Wohl- und Bequemsein; im Gegentheil, Du warst mir ein angenehmes Reise-Intermezzo, und ich malte Dich, hinter Dir sitzend, schon im Geiste für meine Spille ab, so daß Du mir drei Mal mehr Honorar einträgst, als wenn ich Dich dreifach so weit mitgenommen und gepflegt hätte! Wer war also der Wohlthäter? Du der meinige, ich wahrlich nicht der Deinige.

Andern Morgens, als der Wagen angespannt vor dem Gasthose zu Weimingen stand, war auch mein Schneiderlein schon wieder frisch und lebendig da. Das Wetter war grau und rauh, doch das fröhliche Gesicht des Knaben ein heller Frühlingmorgen. Als er uns den Morgengruß bot (in der Schneiderherberge hatte er geschlafen) glänzte und strahlte er im Freudenschimmer seines neu beginnenden Glückes. Er wußte vor gutherziger Höflichkeit und Diensthiligkeit nicht, wo er sich zuerst hinwenden sollte; bald half er dem Kutscher, bald dem Hausknecht, bald mir, bald meiner Frau. Wie ein Wiesel schlüpfte er um den Wagen herum; er war zugleich hier, dort, vorn und hinten, oben und unten und man sah, wie frisch er heute seine Füße fühlte. Nur eine Sorge lastete auf seinem Herzen. Es war gestern Abend zu spät gewesen, und diesen Morgen zu früh, um sein Wanderbuch visiren zu lassen. In dessen schwärzte ich ihn glücklich über die bairische Grenze, und lieferte ihn endlich wohlbehalten, munter wie eine Schmecke in Kissingen ab.

Als er mir die Hand zum Abschied reichte, ging ihm die Trennung sichtlich zu Herzen; und, warum sollte ich leugnen, auch mir ging sie nahe.

„Mein Name ist Heinrich Werner, Herr!“ sprach



er treuherzig; und ich erwiederte ihm, wenn er nach Berlin wandere, solle er mich besuchen und willkommen sein. Und er soll es gewiß, falls er noch so offen und redlich ist wie damals. Aber gehört er nicht mehr in meine Idylle, so gehört er auch nicht mehr zu mir.

---

## Der Speffart.

### Reise=Skizze.

Wir sind bei Lengfurth über den kühl wallenden Main gesetzt, der sich dort in dunkle Waldberge drängt. Die Sonne steht tief am Horizonte, ihre glühenden Strahlen vergolden die Wipfel der alten Bäume im Klostergarten und die gothischen Giebelspitzen des Gebäudes. Blaue, lange Schatten fallen über den Weg; ein kühler Abendhauch erhebt sich; die entfernten Höhen verschleiern sich in aufsteigende weißbläuliche Dünste, die Waldkuppen werden immer schwarzer und düsterer.

„Dort fängt der Speffart an,“ unterbricht der Kutscher die tiefe Stille, in der wir nur das Schnauben der Pferde und das Knarren der Wagenräder hörten.

Das Wort machte einen eigenthümlich schauerlichen

Eindruck. Der Speffart, dieser meilentange, düstere Wald, — wer hat nicht schon davon erzählen hören. Mir wurde er zuerst bekannt, als ich, ein Knabe von zwölf Jahren, den Gög von Berlichingen mehr verschlang, als las. Denn dort heißt es: „Es ist ein dicker, dicker Wald, sind Zigeuner und Hexen drin!“

Schauerlich genug sieht der dunkle schwarze Waldbrand aus bei der einbrechenden Abenddämmerung! Er bedeckt die gering ansteigenden Höhen vor uns, und zieht sich breit und unabsehbar am Horizonte hin; eben so, schließt man unwillkürlich, wird er sich in die Tiefe erstrecken, daß du Dich bald in sein einsames, abgeschlossenes Reich verlieren kannst. —

Die Nacht bricht an. Von Räubern, die hier die Reisenden überfallen und erschlagen haben, hat man oft gehört; die Gegend wird einsamer; der Nachtwind zieht hohl übers Feld. — Hm! „Und drei Meilen dehnt sich der Wald vor uns aus?“ frage ich den Fuhrmann.

„Drei Meilen. Doch wir können eine halbe Stunde von hier, im letzten Dorfe, Eßelsbach, übernachten, dort ist eine gute Herberge.“

Ich dachte an die Herberge im Walde. Eine Herberge am Speffart mochte nicht viel anders sein. Indessen die Pferde waren müde, der Mond ging spät auf, Aschaffenburg, die erste Stadt jenseit des

Speßart wäre doch nicht zu erreichen gewesen, — am Ende hätten wir mitten im Walde nicht weiter gekonnt. — Für meinen Theil hätte ich's ganz romantisch gefunden, unter hohen Eichen ein Feuer anzuzünden, dürres Laub zusammenzuraffen und ein Lager davon zu bereiten, und dann, in den Mantel gehüllt, zu bivouaquiren — doch mit einer jungen Begleiterin darf man dergleichen romantische Abenteuer nicht suchen. —

Also in Effelsbach sollen wir übernachten. — Hm, wenn's denn doch einmal sein soll, so wünschte ich den Namen romantischer, ahnungsvoller. Warum nicht die Mühle im Schwarzthale, oder die Hölle, wie bei Freiburg, oder doch Rauhenstein, Finsterwalde, Schwarzenforst, oder dergleichen, aber Effelsbach, — Tod und Hölle, warum gerade Effelsbach, und noch dazu, wenn man des Morgens von Schweinfurt ausgefahren ist. Kann man denn ein, noch dazu schauerliches, Reisekapitel „Meine Fahrt von Schweinfurt nach Effelsbach“ betiteln, ohne sich wahrhaft lächerlich zu machen vor Deutschlands Lesern? —

Genug es wurde dunkel. Von weitem sahen wir einige helle Fenster leuchten, wir hörten Hundsgewell und fuhren vor der Herberge zu Effelsbach vor.

Man muß erst in das von Säunen und Mauern

umschlossene Gehöft, bevor man an die hölzernen Treppe gelangt, die von außen etwa zehn Stufen auf einen Vorsprung hinauf und dann in die Hausthür führt. Eine geräumige, dunkle Hausflur, im Hintergrunde flackerndes Feuer in der Küche, welches eine unbestimmte, starke Schatten werfende Beleuchtung giebt, zur Rechten ein weitläufiges Gastzimmer, links eine Art von schwarzer Höhle, wo etwa Fuhrleute, Holzschläger, kurz Männer mit wilden Gesichtern sitzen, die in düstere Wolken von Tabaksdampf eingehüllt sind. Sie heften ihre gespannten Blicke auf uns Reisende, und wie mir's scheint, noch mehr auf unser Gepäck, das nachgetragen wird. Verwünscht! Der Anblick ist nichts weniger als erfreulich. — Ich mache die Thür des Gastzimmers auf und sehe mich flüchtig darin um. Das große Gemach mit seinem mächtigen Querbalken an der Decke hat etwas Unheimliches; zwar, eine Tafel ist gedeckt, doch nur ein Licht brennt mit verkohlter Schnuppe am untersten Ende derselben. In einer Ecke sitzt eine schwarze, wie es mir scheint, in einen wolten Mantel gehüllte Gestalt. Sie fährt auf, als ich eintrete, rafft schnell den Mantel zusammen, setzt eine schwarze, verwogene Mütze auf und verschwindet durch eine kleine Thür. — Ich kehre um, in den Vorfaal zurück, um nach dem Zimmer, das man uns anweisen will, hinauf zu gehen. Un-

willkürlich fahre ich zusammen, denn ein wahrer Knecht Bopp, ein Kuprecht, ein halber Goliath steht vor mir. Ein Kerl, der, wie krumm er sich unter meinem Koffer, den er auf den Rücken trägt, hält, doch noch seine sechs Fuß hoch ist und Glieder hat wie ein Elephant. — Ich zaubere, ihm zu folgen, — indessen es bleibt keine Wahl. Da ertönt eine helle Stimme neben mir: „Belieben die Herrschaften nur herauf zu spazieren, ich werde leuchten!“ Ein allerliebstes Mädchen, mit großen, hellbunkekn Augen, in der zierlichen Tracht einer Kellnerin, stand mit dem Licht in der Hand neben uns, machte einen freundlichen Knir und schritt voran die Treppe hinauf. —

Im ersten Augenblicke that mir dieser Anblick ungemain wohl, im zweiten aber fiel mir „die Herberge im Walde“ wieder ein, ich warf schärfere, bedeutsame Blicke auf das unglückliche junge Wesen, und hoffte, sie werde durch einen Seufzer, oder ein geflüsteretes Wort uns ihr Schicksal entdecken. Allein sie schwieg und blieb verlockend freundlich. „Also Mithelferin? So jung, so hübsch und schon so verberbt?!“ —

Knecht Bopp hatte eine Thür geöffnet und das Gepäck ins Zimmer getragen. Das Gemach sah stattlich aus. Zwar ein Querbalken lief auch hier über die Decke, allein es war etwas sauber und solider

darin. Ein großer runder Tisch, dem Reisenden für seine hundert Siebensachen sehr willkommen, in der Mitte, nußbaumene, wohlpolirte Meubles, breite Bettstellen mit rothseidenen Decken. —

„Ja,“ dacht' ich, „ein Prachtgemach, den Reisenden in Stcherheit zu wiegen. Mich sollt Ihr nicht fangen! — Zum Teufel, ein Abenteuer wäre mir sogar recht willkommen, und es ließe sich Ruhm dabei erwerben, wenn ich nur allein wäre, aber — hier warf ich einen Blick auf meine Begleiterin, und bemerkte zu meinem Erstaunen, daß sie ganz heiter und sorglos aussah. Ich fühlte die Pflicht, sie auf unsere Lage vorzubereiten, und fragte: „Nun, wie gefällt es Dir hier?“

„Allerliebste!“ erwiderte sie rasch und fröhlich. „Das ganze Haus hat so etwas tüchtiges, die Leute so etwas bieder ehrliches, das Zimmer ist so freundlich, so einfach dabei, und doch so wohlhabend, die Betten prächtig — ich freue mich schon recht darauf!“

„So!“ sprach ich, und machte ein etwas verdugtes Gesicht. „Ja hier ist's lieblich; aber hast Du Dich unten umgesehen?“

„Ja wohl! Ländlich, aber wohlhabend. Gleich der

Hof mit den Stallgebäuden und Scheunen, die große geräumige Hausflur, das schöne Saßzimmer rechts, das wohlteingerichtete für die Leute links, die Ordnung, Willigkeit, Freundlichkeit in der Bedienung — Alles gefällt mir ausnehmend. Dir nicht? "

„Hm! Hm! So ziemlich!“ — Ich wußte nicht, sollte ich diese Unbefangenheit stören oder lassen, — sollte ich warnen, oder selbst vorbeugen. — „Man kann doch nicht wissen,“ fing ich nach einigen Augenblicken an, „wir sind hier hart am Speßart, der Wald ist übel berüchtigt, Räuberanfalle, ja Morde, sind nicht ungewöhnlich —“

„Ei, mein Herr, wer hat Ihnen das gesagt!“ unterbrach mich hier eine Stimme neben mir, so daß ich erschreckt zusammensuhr. Ich hatte nicht gesehen, daß das freundliche Kellermädchen wieder eingetreten war. „Arm sind wir hier im Speßart, das ist wahr, Herr,“ fuhr sie lebhaft fort, „aber ehrlich. Ich bin vom Speßart, ich habe vierzehn Jahre mitten darin gewohnt, in einem einzelnen Hause, ohne daß uns auch nur ein Stück Linnen von der Bleiche weggenommen wäre, die die ganze Nacht frei lag. Und nie, niemals habe ich von einem Raub, oder gar von einer Mordthat, gehört. Nein, Herr, im Speßart wohnen freilich nur sehr arme, aber lauter gute Leute,



und ich wollte nur, ich hätte so viel Geld, als ich tragen könnte, zur Stunde ginge ich allein von hier fort, eine wehrlose Magd wie ich bin, und wollte es ohne Furcht durch den ganzen Speffart tragen.“ — —

Leser meiner Skizze, was denkt Ihr wohl? Ich war dermaßen aufs Maul geschlagen — gebt mir einen bessern Ausdruck, so soll er in die zweite Auflage — durch den eifrig redlichen Speffart-Patriotismus des guten, hübschen Kindes, daß ich kein Wörtchen sagte, sondern nur „So, Hm,“ und mehre andere generelle Töne brummte, die in allen Sprachen und Dialekten (das Mädchen aber redete die wohl-lautende Volksmundart der Gegend, von der ich nur den Ausdruck wehrlose Magd gelassen) verständlich sind.

So hatten denn zwei Frauen den männlichen Raub-, Mord-, Abenteuer-, Phantasie-Narren völlig aus dem Sattel gehoben. Und da eben der Mond überm Walde aufging, seine Strahlen hell in unsere Fenster warf und das ganze Gehöft und Dörfchen lieblich beleuchtete, so erschien mir Eßelsbach nebst seinem Gasthose plötzlich in einem ganz andern Licht, und ich als das Einzige im Ort, das ihm seinen Namen hätte geben können, falls es ihn nicht schon gehabt.

Das Essen schmeckte vortrefflich, der Schlaf noch

besser. Auch nicht ein Axtels-Abenteuer begegnete uns in der Nacht, das ich schildern könnte.

Aber am Morgen! Da lernte ich den Speffart kennen! Tief verliert sich die Straße in den herrlichen Buchen- und Eichenwald, der sich auf sanften, kaum bemerkbaren Erhebungen und Senkungen des Bodens ausbreitet. Es ist unmöglich, im Wagen zu bleiben; es zieht uns gewaltsam, auf den Seitenpfaden hin zu wandeln, unter dem schattigen, lispelnden Dach der Buchen, durch welches die Morgen Sonne ein goldenes Strahlennetz webt. Ein waldfrischer Duft weht uns entgegen; der Fuß tritt auf einen sanften Teppich zart-halmigen Rasens. Hinten im Schatten der Bäume wächst die gewürzige Erdbeere, und Brombeersträucher ranken sich in wilden Verschlingungen des Gestrüppes hin. Die geraden, hohen Stämme steigen wie Säulen eines hohen Domes empor, und die Zweige kreuzen sich zu hohen Wölbungen; eine feierliche, grüne, duftende Dämmerung herrscht in diesen Räumen. Alles schweigt; der Morgen ist erhaben still. Nur in der Ferne hört man die Art des Holzschlägers, oder den Peitschenknall und das Schellengeläute einer Reihe von Frachtwagen, die weit vor uns über die Höhe klimmen. — Von Zeit zu Zeit ein einzelner, kreischender, oder mit hellem Ton aufflatternder Vogel —

ober das Rauschen eines Rehes, das durch die Büsche schlüpft.

Aus dem gewölbten Kreuzgang der Buchen wird ein noch erhabenerer der Eichen. Stämme, die das Mittelalter gesehen, unter denen die Ritter des sechszehnten Jahrhunderts gelagert haben mögen, heben sich riesenkräftig empor, und strecken ihre Zweige weit überhin. — Doch ist der Wald kein ganz frei gewachsenener, kein Urwald, durch den der Verkehr sich nur die eine Straße gebahnt, sondern die menschliche Hand ist vielfältig darin sichtbar. Man stößt von Zeit zu Zeit auf hohe Verjüngungen, die quer über die Straße gehen, und diese sperren; sie dienen zur Hegung des Wildes. Jetzt kommen wir an ein Forsthaus, jetzt an eine Köhlerhütte, jetzt an rauchende Meiler, oder der harzige, eigenthümliche Geruch einer Theerschwelerei zieht uns entgegen. — Unvermerkt haben wir nach und nach eine ansehnliche Höhe erreicht; von hier öffnet sich ein Blick in weite Thäler, Waldschluchten, auf ferne blaue Berge. Jenseit erst beginnt das Gehölz wieder dichter zu werden, hat sich aber jetzt in schwarzen Fichtenwald verwandelt, dessen Wipfel hoch in das dunkle Blau des klarsten Himmels ragen, und sich, sanft vom Winde bewegt, leise rauschend hin und her wiegen. — Ein breiter Wolken Schatten wirft tiefe Finsterniß herab; hoch über den Spitzen

der Fichten sehen wir einen Raubvogel breit, prächtig schwebend, im grauen Gewölk stehen. Plötzlich schießt er mit der Schnelligkeit des Pfeiles herab und zersprengt einen Flug wilder Holztauben, der oben über den Wald dahinflattert. —

Nun ist es Mittag; jeder Lant schweigt; der glühende Strahl der Sonne dringt bis in die kühlen Laubgrotten hinab. Kein Blatt, kein Halm regt sich. Wir lagern uns; unter den hohen Stämmen hinschauen wir, so weit das Auge reicht, tief in den Wald hinein, und sehen in der Ferne den Hirsch, bald einzeln, bald in Rudeln, mit leichtem Fuß und stolzem Gerweih über den Nasen ruhig dahin schreiten, oder still stehen und, das edle Haupt hebend und neigend, aufmerksam umherblicken.

Wir brechen wieder auf; der Wald wird lichter, das Gebirge senkt sich, das Thal öffnet sich frei; ein freundliches Dorf hat seine Hütten und Gärten darin zerstreut; vor uns dicht am Berge liegt eine Mühle, über deren Rad eine frischer Bach herabschäumt. Der schattige Garten von breitstämmigen Ruß- und Apfelbäumen winkt einladend; es ist der erste Ort, der dem Reisenden Labung bietet nach der sechsständigen Fahrt durch den Wald. Freundlicher Gruß heißt uns willkommen; wir setzen uns auf die Bank am Mühlbach unter dem Rußbaume, der das Dach des Hau-

ses beschattet. Wein und Brot werden aufgetragen, es mundet trefflich. —

Doch halt, hier sind wir am Ende des Speffart und der Skizze. —

O, Freunde! Wenn alles Schauerliche, das wir im Leben fürchten, sich in so erhaben Schönes, so Liebliches verwandelte, und solche Erinnerungen zurückließe!

---

## Die Dampfschiffahrt auf dem Rhein.

### Eine Seremiade.

**D** wenn ich doch der Welt ihre Thorheit, ihren Unsinn, ihre Raserei begreiflich machen könnte! Aber hier sitze ich, eine männliche Cassandra, Namens Ludwig Kellstab, und habe die Wahrheit allein verschluckt, und prophezeihe, daß mir die Adern am Halse blau anschwellen, aber Niemand glaubt, und am Ende ich selbst nicht. Die Welt freut sich über die Bervollkommnung durch die Dampfschiffahrt, und hofft auf die durch die Eisenbahnen! Ueber diese will ich später noch speciell jammern und meine Seremias-Cantate anstimmen, hier aber schon etwas im Allgemeinen!

Seht Ihr denn nicht, Europäer, Amerikaner, Asiaten — denn Ihr alle seid betheiltigt — wie abscheulich die Erde erst sein wird, wenn die Eisenbahnen

überal quer hindurch und etwa die 5400 Meilen um den Aequator laufen, und die Dampfschiffe über den Ocean kreuzen, wie durstige Schwalben über einen Teich? — Ich meines Theils kann mir nichts Gräßlicheres vorstellen, als diese Erdenhölle, und kommt es dahin, so ist mir's klar, daß diese Zeit die wahre Frucht des Sündenfalles, die vollständige Vertreibung aus dem Paradiese ist.

Schalle laut mein Klagesied Jeremia! —

Schon eine Chaussée ist ein Grauel. Das Raseln, Toben, der Staub wären noch zu ertragen; aber dieser ewige, von Judas Ischarioth gestachelte Verkehr der Geldgier, die ihr Nuzen und Industrie nennt, dieses Verwandeln der einsam hehren Natur in eine vertrackte Rennbahn für Pöbel, Ochsen, Pferde, Esel, dieses polypenartige Ausdehnen der Chaussée-Arme, um alles nach der Hauptstadt, auf ihren Markt voll Getöse und Sünde zu ziehen — das, o Menschengeschlecht, ist der Erbfluch, der auf den Chausséen ruht.

Schalle lauter, mein Klagehymnus, schalle Fortissime!

O, wie habe ich oft Johannes von Müller um seinen Wohnort in Bern beneidet, da er schreibt: „Eine Viertelstunde von Bern ist es schon ganz wild.“

Dieser Glückliche! Nur 1250 Schritt — so viel thut man in einer Viertelstunde — brauchte er zu gehen, um von der Berner Sipp- und Gevatterschaft, von dem Patrizier-Rehricht und dem hohen Rathes-Plunder, von dem Landammann, Benner, Heimlicher- und andern Gerümpel, von der staubigen Polsterkammer-Trödelwaare der Kaffee- und Thee-Clubs, mit und ohne Reifröcke, — erlöst zu sein, und auszuruhen an der heiligen Brust der Natur, beschirmt von dem Fittige der Einsamkeit, erhoben durch das hehre Antlitz der Felsen, Wälder und Ströme!

Welch eine Wollust, keines Menschenfußes Spur mehr zu erblicken — ich sähe oft lieber die des berühmtesten Pferdefußes, — und vollends nichts von Menschenhand, von dieser vorwizigen, Kleinkrämerhaften Hand, mit der er die Natur behandwerkelt!

Und seht Ihr denn nicht, Christen, Juden, Mohammedaner, Heiden — denn über Euch Alle erstreckt sich das drohende Unheil — daß dieses Glück der beschaulichen Einsamkeit ganz aufhört, wenn erst Dampfschiffe und Eisenbahnen ihr verderbliches Netz über den ganzen Erdball gewebt haben? — Schon jetzt, wenn ich von Berlin aus nur bis in eine tröstende erquickende Natureinsamkeit (eine erhabene Wildniß ist nirgends mehr zu finden) spazieren gehen will, brauche ich zwei Stunden, und dann ist's doch immer nur so eine Art von



plattirter Einsamkeit, der man nicht scharf zu Leibe gehen muß, weil man sonst gleich wieder auf das ordinäre Grundmetall stößt. Man darf zum Beispiel nicht laut schreien, ja nur niesen, so dringt der Schall bis ans Ende der Wildniß, und irgend ein Naseweis ruft aus der wirbelnden Staubwolke des Verkehrs heraus: „Profit, Herr Bruder!“

Verwünscht! — Und doch ist Berlin ein Himmel gegen eine Höllestadt wie London, wo ich nicht eher auf einen einsamen Fleck komme, auf welchem noch ein Büschel wild gewachsenen Mooses oder Farnkrauts zu treffen ist, als bis ich mit der Schnellpost bis in die Hochlande gereist bin. Es sei denn, daß irgend ein englischer Lord, der eine urbar gemachte Gegend zum Wüstmachen angekauft hat, mir gestatte, mich in seinem seit zehn und mehr Jahren frisch angepflanzten Urwald von fünfhundert Schritten Länge und Breite zu begeben, und dort eine volle Stunde einsam zu sein, so lange die Predigt dauert.

Jetzt laßt nur die Dampfschiffahrt und die Eisenbahnen erst in Gang kommen, und Ihr werdet sehen, wie bald die ganze Erde, von den Eiswüsten des Lenastromes bis in die glühenden Sandmeere Afrikas, von den Steppen Asiens bis zu denen von Drinoko, von den Rennthiermellereien der Lappen bis

zu den Bivouaks der Hottentotten, so mit Cultur lackirt ist, daß ihr sie in Nürnberg auf den Markt bringen könntet.

Wer dann einen einsamen Spaziergang machen will, dem bleibt nichts übrig, als ein halb Loth Pulver und zwei Loth Blei zu nehmen, und sich damit in die Einsamkeit des Weltraums hinauf zu sprengen — und das habe ich wahrlich vor, wenn ich den Jammer erlebe.

Schalle laut, lauter, am lautesten, du mein Jeremias-Kabengekrächze!

Den Vorschmack von dieser künftigen Hölle habe ich erfahren, und will Euch eine Beschreibung davon geben. Ihr genießt etwas davon, wenn Ihr eine Dampfschiffahrt auf dem Rheine macht. Im wahren Tollheitschwindel freut sich das Volk darüber! Es jubelt, daß es von Mannheim bis Köln in einem Tage fahren, und dabei schlafen kann. Also je schneller, je besser! So wollte ich doch, daß ich Euch, falls Ihr eine Vergnügungsreise machen woltet, aus einer Kanone bis ans Ziel schießen könnte, so daß Ihr in neunzehn Minuten von Berlin nach Wien flöget, und den Doppel-Vortheil hättet, nicht nur unter Weges nichts zu sehen und zu genießen, sondern am Ort der Ankunft vollends nichts.

Und dennoch ist die Reise eigentlich immer noch langsam, da sie bis zur Sonne doch 21 Jahre dauerte! —

Läugnen will ich's nicht, daß der Schwindel des Neuerungsgeistes auch mich gepackt hatte, und ich vor drei Jahren ganz erfüllt von der Wonne der Dampfschiffahrt auf dem Rheine war, wie Ihr im ersten Bändchen dieser empfindsamen Reisen lesen könnt, was drei Jahre früher geschrieben und gereist ist. Jetzt aber bin ich zur Erkenntniß gekommen, denn das Uebel ist seitdem gewachsen, und die artige Eidechse, mit der ich spielte, ist zum Krokodill, das mich fressen will, aufgedunsen.

Ich will nicht einmal in einem Tage von Mannheim nach Köln fahren, sondern in Absätzen, weil ich zu Mainz und Bonn einmal essen und schlafen möchte. Ich denke das ist eine wahre Brautfahrt an Schönheit und Annehmlichkeit; aber hört.

Schalle lauter u. s. w.

Wir sitzen zu Mannheim im Schützenhof am Tisch. — Um zwei Uhr geht das Dampfschiff ab — Hm! Es schlägt ein Viertel, und noch ist das Rindfleisch nicht servirt. Ein Duzend Tischgäste macht die Fahrt mit. Alle sehen von Minute zu Minute nach der Stubenuhr, die im Speisesaale steht, und dann nach ihrer eignen Taschenuhr. Sie schl-

II.

6

den ungetauete Bissen hinunter, um nur rasch fertig zu werden. Sie essen mit der Angst eines armen Sünders, der zur Hinrichtung abgeführt werden soll, und zu spät zu kommen fürchtet. Zum Teufel! Halb zwei Uhr, noch kein Gemüse herumgegeben. Wir werden hungrig ins Schiff steigen müssen! Endlich kommen die Kellner mit den Schüsseln. In der Angst, von Fisch, Mehlspeisen und Braten nichts zu erwischen, häufen die reisen wollenden (hätte doch der Deutsche ein brauchbares Participium futuri statt der Dampfschiffe) wahre Heuschaber von Gemüse auf ihre Teller, und bedecken sie mit Coteletten, Würstchen und dergleichen mehr wie ein Urgebirge mit Granittrümmern!

„Meine Herren!“ tönt plötzlich eine laute Stimme von der Thür her, „meine Herren und Herrschaften, es ist die höchste Zeit!“ Es ist der Hausknecht mit dem Karren, der das Gepäck nach dem Dampfschiffe fährt. Vor Schrecken bleiben sämtliche ganze Gebisse in den halben Coteletten stecken, zwanzig Stühle scharren und knarren zugleich, es entsteht ein Aufruhr, ein Durcheinanderrennen, als sei eine Feuerbrunst ausgebrochen; jeder fragt, lärmt, schreit: „Meine Rechnung! Was bin ich schuldig! Zwei Couverts und eine Flasche! Wo ist mein Koffer! Kellner, auf meinem Stammer liegen noch die Mäntel! Sind

meine Sachen schon eingepackt? — O, mein Gott! meine Rechnung! — Wo geht's hinunter! — Ich gehe voran, vergessen sie meinen Mantelsack nicht!" —

Ein Schwarm von Reisenden drängt sich um den Wirth, um die Kellner, um den Hausknecht. Jeder will zuerst bezahlen, zuerst nach seinem Gepäck sehen! man drängt sich darnach wie über die Brücke der Veresina. „D daß ich tausend Zungen hätte," intonirt der Wirth, „um Allen zugleich zu antworten!" Aber zuvor tausend Ohren, um Alle zu hören, Thouerster, wäre zweckmäßiger! Endlich packt der Hausknecht die Sabel des Karren, wuchtet sie empor, und ruft: „Vorwärts!" Durch diesen Staatsstreich macht er allen Reclamationen auf der Stelle ein Ende, und überläßt es denen, die ihre Mantelsäcke noch nicht in den Schlund seines Fuhrwerks geworfen haben, sie selbst ans Schiff zu schleppen.

Er ist taub gegen jeden Angstruf, der hinter ihm herschallt; „Halt, Hausknecht, wartet doch, hier ist noch ein Koffer!" Umsonst, das Rad seines Karrens ist das Rad des Schicksals, es rollt unaufhaltsam fort, und er, der Schicksalsgott marschirt im Sturmschritt hinterdrein; wirklich im Sturmschritt, denn das Terrain senkt sich nach dem Rheine zu, und der Karren folgt dem beschleunigenden Befehl der Schwere. Die Savanne der Reisenden leuchtet, ächzt,

tobt und flucht hinterdrein; sie läuft sich außer Athem, aber sie muß wohl, denn der Satan von Hausknecht wendet jeden Augenblick um eine Ecke, und wer ihn nicht ganz aus dem Gesichte verlieren will, muß ihm dicht an der Ferse bleiben. Die Mittagssonne brennt herab; die hellen Häuser, das weiße Straßenpflaster lassen den Sonnenstrahl blendend und mit verdreifachter Hitze zurückprallen. Mannheim gleicht einem Ofen mit weißglühendem Eisen gefüllt. Die Bleikammern sind Eiskeller dagegen. Der lechzende, schwerathmende Schwarm, der dem Triumphwagen des Hausknechts folgt, wird immer länger und tröpfelt merklich ab nach hinten zu.

Unglückliche, die etwas vergessen haben, bilden die Arriergarde und keuchen so nach, als säße ihnen der Feind im Rücken, während er doch vor ihnen agirt. Ja, behielte man nur Athem, man würde gewiß vor Jubel außer sich sein über diese Wonne und laut singen:

„Welche Lust gewährt das Reisen!“

Da ist der Rhein! Endlich! dem Himmel sey Dank! Da liegt noch das Dampfschiff. Es ist noch nicht fort. „Te laudent Coeli et terra!“

Geduld, nur noch kein Tedeum angestimmt! Habt Ihr denn schon Billets gelöst? Und wenn Ihr

diese habt, habt Ihr schon Platz auf dem rauchenden Ungeheuer? Und habt Ihr diesen, habt Ihr dann auch Euer Gepäck wieder? —

Diese drei Fragen werden jetzt in lebhafter, aber nicht bloß mündlicher, sondern viel mehr körperlicher Debatte verhandelt werden.

Zur Linken steht ein kleines Häuschen. Es ist das Comptoir. Nimmermehr! Es muß ein Bäckerladen, ein Brotscharren sein, und eine Hungersnoth am Rhein wie 1817, sonst könnte die Thür nicht so belagert werden! Wahrlich! die Leute stürmen die Barake — nur um ihr Geld los zu werden. Wer ein Paar tüchtige Widder (Arietes) in seinen Ellenbogen besitzt, der mag es wagen, hier Bresche zu legen. Ich rücke an wie ein Sturmbalken. Holla! He! Zwei Karten nach Mainz! — Doch wehe! Mit mir zugleich schreien hundert Stimmen: „Nach Mainz! Nach Coblenz! Nach Worms! Nach Köln!“ — Die Kassirer haben eine Seele von Eis und Marmor. Alles zerreißt sich um sie her; sie bleiben kaltblütig und langen mechanisch phlegmatisch einen Zettel nach dem andern hinaus! Drei Mal arbeite ich mich bis an den Zahl Tisch; drei Mal werde ich von der Fluth zurückgeworfen. Jener Unglückliche hat sein Geld hingelegt, bevor er die Karte zwischen den Fingern fühlte, Eine Sturmfluth schleudert ihn plötzlich weit ab, und

ein anderer, ein Hay- oder Wallfisch, oder sonstiger Kapet schnappt seine Karte weg! Alarm! Geschrei! Wuth! Jetzt wankt auch die Festigkeit der Commissarkten! Ihr Gedächtniß trägt ste. „How much ein Plätz bis Mens?“ fragt ein Engländer. „Zwölf Thaler!“ Er bezahlt bis Köln. — Ein Anderer, der nach Köln will, zahlt drei Thaler und jubelt still. — Endlich lächelt mir das Glück. Ich werde mein Geld los, lasse die paar Zwanziger, die ich heraus bekommen soll, willig im Stich, und rette mich aus dem Kampfgetümmel!

„Welche Lust gewährt das Reisen!“

stimme ich jetzt selbst an, da ich wieder freie Luft athme. —

Man läßt mich nun auf der schmalen Brücke passiren, die nach dem Dampfschiffe übergebaut ist. — Wo nehmen wir nun am besten Platz? — Wo ist unser Gepäck? Dies sind jetzt die Pole, um die die Existenz des Dampfschiffreisenden sich dreht.

Trostlos werfen wir uns umher, denn jedes Fleckchen, wo sich's noch gemächlich sitzen ließe, ist schon besetzt; nur dicht bei der Hölle, wo die Dampfrohre glüht und der Rauch uns in fünf Minuten völlig schwarz einpudert, sind noch einige Stige frei; — allein da mag der Teufel sitzen, lieber will ich ste-



hend von Mannheim bis Mainz reisen. Noch habe ich die Hoffnung, mir aus Koffern und Mänteln eine Reiseottomane zu bereiten. Aber wie diese erreichen? Himmel, erbarme dich! Alle Hausknechte Mannheims haben ihre Karren auf einen Haufen umgestülpt, und Koffer, Felleisen, Mantelsäcke, Tornister, Reisefäcke, Vorrathsbeutel, Nachtsäcke, Pompadours, Mäntel, Enveloppen, Sürtouts, Pelze, Reiseschawls, Mützen, Mappen, Körbe, Stöcke, Regenschirme, Beabhanter Hemden, Phantasiekittel, Reise-Coats, Fußsäcke, Schlafröcke, Pfeifen, Hutfutterale liegen übereinander, als sei hier die Beute Trojas oder Karthagos aufgehäuft. Eine schwarze, suchende, tobende, arbeitende, wirthschaftende Corona von Reisenden, Männern, Frauen, Dienern, Schiffsteuten, drängt sich um den Gerümpel-Ghimbrasso; und Jeder kehrt das unterste zu oberst, um seinen Bettel von Reisehabseligkeiten heraus zu rupfen. Jener furiose Engländer stürzt sieben Koffer übereinander, daß die Deckel aufspringen, um seine Nachtmütze zu retten, ein windiger Franzose ruft dreißigmal in einem Athemzuge morbleu! und hängt sich endlich den besten Mantel um, weil er seine schabige, lumpige, blaue Blouse nicht sogleich vorfindet. Die Herren verlangen ihr Gepäck von den Hausknechten, diese ihr Trinkgeld von den Herren; die Matrosen rennen Alles über den

Haufen; Sank, Geschrei, die Glocke läutet zur Ab-  
 fahrt, die Maschine ruckt an, das Schiff fängt an  
 zu bröhhnen und zu zittern; vom Lande wollen noch  
 einige Verspätete hinein, vom Schiff noch einige Pa-  
 ckenräger, Hausknechte oder begleitende Freunde zurück;  
 am Eingang ein Gedränge wie am Thore des grie-  
 chischen Lagers, als Hector es stürmend aufsprengt;  
 Halt, Halloh, Stop! Boy! Haarup! Geschwind!  
 Hier! Platz da! Donnerwetter! — So schmetterte  
 Angst-, Schlacht- und Commandoruf durcheinander.  
 — Endlich brausen die Räder, die Schaufeln peit-  
 schen den Strom, das Schiff bewegt sich vorwärts.  
 Möglich theilt ein Wehgeschrei die Lüfte, und alles  
 fliegt nach einer Seite. Ein verspäteter Hausknecht,  
 der nicht mehr zurück konnte und einen zu kühnen  
 Sprung wagte, ist in den Rhein gestürzt! Hilf Him-  
 mel! Rettung! Zwei Secunden später Jubel und  
 Gelächter, denn der Schelm kann vortrefflich schwim-  
 men, er taucht auf, ruft Halloh, wirft seine Müze  
 aus dem Wasser in die Luft, und plätschert unter  
 dem Gelächter und Zuruf der Menge bis an den  
 nächsten Fischerkahn, wo man ihn wie einen nassen  
 Pudel aus dem Wasser zieht. Das frische Bad am  
 heißen Augusttage hat ihm behagt. — Ist das aber  
 ein aliquoter Theil einer Jeremiade? — Nur Ge-  
 duld, es geht gleich wieder los; solch ein Intermezzo

brauche ich, um Euch die Nerven durch die Leiden nicht abzustumpfen, meine Theuren!

Dem Himmel sei Dank. Nun wird doch endlich Ruhe werden, nun wird man Athem schöpfen und sich an der Landschaft weiden können. — Das Glück hat uns unglaublich wohl gewollt. Wir haben unvermuthet noch einen prächtigen schattigen Platz, wo die Luft erfrischend sächelt und der rußige Dampf abwärts geweht wird, erwischt. Zwei Narren von Engländern verließen ihn in eben dem Augenblicke, als das Schiff abfahren wollte, und setzten sich gegenüber mitten in den Rußregen und die Gluth hinein! Allein was ist das? O Himmel! Das Schiff dreht sich rundum! Beim Anlegen hat es sich gewandt, und nun wendet es sich zurück. O betrogenen, empfindsamer Reisender! Jetzt kommt's heraus, wer der Narr ist! Nicht die schiffahrtskundigen Briten, sondern Du, Du, sehr großer Thor! Im Schatten sahest Du fünf Minuten, um jetzt, als das Schiff sich gewendet hat, in der brennendsten Sonnenglath zu sitzen, und Dir den Rußdampf über Kopf und Kleider schütten zu lassen! Also deshalb wurden diese Plätze frei! Du warst noch nicht gewisigt genug für die Dampfschiffahrt! —

Es ist nicht auszuhalten! Man versengt in dem Sonnenstrahl, die Bank brennt an, Pech und Theer

ringsum schmelzen und dampfen, und der Luftzug trifft uns nur, um uns die Gluth der Maschine zuzuführen.

Aber wo unterkommen! Alles ist gedrängt voll. Alle Sessel, die man sämmtlich aus dem untern Raume heraufgebracht hat, sind besetzt; jeder Koffer, die Deck der Kajüten, sogar die Plätze auf und in den Wagen, die sich auf dem Schiffe befinden. Wir müssen unser Gepäck heraussuchen und davon einen Sitz machen. Aber wo es finden? Es war zusammengebunden; wenn ich nur den Zipfel meines Mantels sehe, so ist es entdeckt. — Dort! Nein, es ist ein anderer Mantel. — Hier — nein, — dort unter dem riesenhaften Koffer. — Wieder nichts. Was Teufel! Traue ich meinen Augen! Der dicke Engländer dort, der so breit auf dem Koffer sitzt — hat er nicht Deinen Mantel zum Pfühl gewählt? Wahrehaftig! „Goddam Sir! — You are a rascal!“ — „Do you speak English, Sir?“ — So wollte ich, daß der Blitz Euch erschläge. Das ist mein Mantel, Mylord!“ — Jetzt versteht er mich; er erhebt sich phlegmatisch, nimmt meinen Mantel, wirft mir ihn zu wie einen Bettelsack, und setzt sich wieder, ohne ein Wort zu sagen. —

Sapperment! Wäre nur ein englischer Lohnbediente auf dem Schiffe, ich miethete mir den Kerl,

und er sollte Dich, breiter, weinglühender, grober Insulaner nach einer deutschen Vorschrift englisch aushunzen, Du raggamuffin! — Aber damit sind meine englischen Schimpfworte zu Ende, und ich spreche sie noch dazu so aus, daß das Beefsteak sie am Ende für Schmelcheleien hält.

Nun ich habe wenigstens den Mantel. Da ist auch der Reisefack; meine Frau behilft sich schon damit. Ich mache ihr einen Sitz davon. — Noch eine halbe Stunde stöbre ich auf dem Deck, im Raums, unter der Segeltuchdecke, überall umher, hab endlich den Bagagepark in Ordnung, und wir richten uns damit ein, so gut es geht. Doch da läutet die Glocke, und wir sind zu Worms, ohne daß ich von der ganzen Landschaft nur einen Baumstamm, geschweige das blaue Harbtgebirge und die Bergstraße mit ihren weit leuchtenden Schlössern und Dörfern gesehen hätte.

In Worms zweiter Aufzug des Mannheimer Spektakelstücks. Doch ich bin schon eingespielter, und halte mich so leidlich bis Mainz, wo wir halb im Dunklen eintreffen.

Aha! Jetzt sieht man doch die Vortheile der Dampfschiffahrt! Also das Alles sind neue Gasthöfe? Jenes prächtige Hôtel d'Angleterre, jenes noch prächtigere Hôtel de la Hollande, dort der Mainzer Hof,

— alle am Quai, und nun noch die großen Gasthäuser in der Stadt! —

Jetzt kann der von Glück sagen, der auf seinem Gepäck sitzt; denn kaum werden die Schaufeln des Rades eingezogen, so fällt ein Harpyienschwarm von Schiffsteuten und Reisenden über den Scherbenberg der Nacht- und Mantelsäcke her, und trägt ihn ab. Am Ufer, an der Holzbrücke, wo wir anlegen, harrt schon ein schwarzes Corps von Packträgern, das mit unbezwinglicher Kampfbegier die Reisenden anfällt. „Nach dem Hôtel d'Angleterre! Nach dem Hof von Holland! Nach dem kaiserlichen Hof!“ schallt der Ruf durcheinander, und jeder Schreier bekundet dadurch, daß er ein Abgesandter einer der genannten Mächte ist, und die Pflicht hat, mit diplomatischer Geschicklichkeit die Reisenden dahin zu führen.

Es glückt mir, einen Platz für mein Reisegepäck auf dem Rücken eines Ambassadeurs des Hôtel d'Angleterre zu erwischen; ein Packetbelwagen mit Koffern und Felleisen fährt nebenher, die Caravane setzt sich in Bewegung. Ein prächtiges Hotel! Säulengänge, alles aufs glänzendste beleuchtet, sechs Kellner an der Thür! Wahrlich, auch nicht zu viel für wenigstens dreißig Reisende, die mit einem Male vom Dampfschiffe anrücken. „Mit ein Zimmer vorn heraus! Mit zwei Zimmer! Ein Zimmer mit zwei Betten!

Kann ich hier logiren, Oberkellner? Haben Sie Platz für eine Familie von fünf Personen!" So bebau- chiren die Fragen plötzlich aus Nord, West und Süd, aus allen Strichen der Windrose, und der Kellner dreht sich wirklich als wehe der Wind von allen Seiten zugleich, wie ein umspringender Geigenwirbel herum!"

„Drei Zimmer — mehr sind im ganzen Hause nicht leer!“ bringt er endlich mit seinem Ruf durch das Mühlradsgebräuse der Fragen hindurch.

Für mich! Für mich! Ich habe zuerst bestellt! Mir die Zimmer, Marsch hinauf! — Zwanzig Par- ten setzen sich in Sturmschritt, um die drei Kafemat- ten zu erobern, die hinten hinaus im 27sten Stock- werk, eine Viertelstunde unterm Schornstein liegen. Ich kehre um. Meine Fußbotenpost will aber erst be- zahlt sein, und kann den Cours nach einem andern Gasthose nicht machen. Thut nichts, es ist gleich ein anderer breiter Mainzer Rücken vorgefahren, der meine Habseligkeiten aufladet, und damit nach dem Hôtel hollandais segelt. Es ist keine zweihundert Schritt weit, also der Casus läßt sich ertragen. — Doch was sehe ich! Eine brausende Menschenwelle stüthet uns entgegen, — lauter abgewiesene Gäste aus dem hol- ländischen und dem Mainzer Hofe. Alles überfällt, die alte Königin von Neapel mit ihrer ganzen Die-

verschafft hat dort genistet, für uns hommes sans  
 avenu keine Dachlufe frei! „Peste, diable!“

„Welche Lust gewährt das Reisen!“

Wohin nun? — Nach den drei Reichskronen. —  
 Ach, die sind längst bankerutt! Nach dem kaiserlich-  
 en Hof denn, dem ältesten Gasthause der Stadt  
 Mainz!

O Leser, wenn Ihr so den unermesslichen Glücks-  
 treffer zieht, den ich gezogen, der ich nach einem Trab  
 von einer Stunde durch die kochigen Gassen der al-  
 ten, aber, gleich den Damen, durch das Alter nicht  
 schönen Stadt Mainz, drei Treppen hinauf noch ein  
 Hinterzimmerchen im kaiserlichen Hofe erhaschte, weil  
 es schon Tags zuvor, ohne daß ich's wußte, durch ei-  
 nen Freund bestellt war — wenn Ihr, sage ich, je-  
 mals ein solches Reise-großes-Loos gewinnt, dann jubelt,  
 wie ich, über die Herrlichkeit der Dampfschiffahrt  
 auf dem Rheine, die alle diese Bequemlichkeiten mit sich  
 fährt. —

Andern Morgens bei schönstem Sonnenlicht fahren  
 wir weiter.

O Leser, Hörer, oder wie ich Euch benenne, de-  
 nen meine Jeremiade erklingt, Ihr dürftet vielleicht  
 glauben, das menschliche Dampfschiffahrts-Bergnüg-  
 ungs-Gethümmel-Elend sei gestern in Mannheim auf



dem Gipfel gewesen! Wie irt Ihr Euch! Wie gleicht Ihr ganz mir, der ich's auch glaubte.

In Mainz verdreifachte sich der Jammer. Zu Mannheim war es nur Ney's Uebergang über den Dniepr, den wir aufführten, zu Mainz wurde die Beresina in Scene gesetzt. Ihr schlaft noch süß:

„Da zerret an der Glocke Strängen  
Der Aufruf, daß sie heulend schallt,  
Zum Dampfsschiff wogt und tobt das Drängen,  
Wälzt sich das Volk mit Sturmsgewalt.“ —

Ich zerre gleichfalls an der Glocke nach dem Kellner, der mich zu wecken vergessen, oder dessen Weckruf ich überhört! Aber welche Stimme bringt auch bis in eine Dachkammer drei Treppen hoch!

Im Hause stolpert schon einer über den andern, der Hausknecht mit den Stiefeln über den Besen der Hausmagd, diese über den Kellner, der mit dem Kaffe wie besessen die Treppen auf und abspringt, und Laffen und Theelöffel durchs ganze Haus säet. — Wir fahren in die Kleider, als ob es unter uns brennte; in der Hast ziehe ich die Hosen verkehrt an Verwettertes Mißgeschick der Eile! Jetzt läutet die Dampfsschiffglocke zum zweiten Male! Das Dritte Mal ist, wenn ich's im Gasthose höre, meine Todtenglocke, denn gleich nach dem dritten Eduten schau-

felt das Ungethüm davon. — Ich würge mich beinahe mit der Halsbinde, und stecke den vergessenen Mordmörder voll Wuth zerknittert in die Tasche; ich habe nicht Zeit, Rock und Weste zuzuknöpfen, und kümme mich erst, indem ich die Treppe hinabspringe.

Eben fährt das Packetboot des Hausknechts, sein zweirädriger Bagagekarren, nach dem Rheinufer ab. — Meine Rechnung! Hier! Es ist die von Nr. 3, und ich habe in Nr. 333, glaube ich, gewohnt; sie ist doppelt so hoch als die meinige, aber es thut nichts, denn ich bin in Gefahr, einen größern Verlust bei der Dampfschiffahrts-Compagnie zu machen.

Endlich bin ich auf dem Wege. Meine Begleiterin habe ich schon, da sie nicht so laufend fliegen kann wie ich, mit dem Bagagewagen abgehen lassen. Der Morgen ist so schön kühl! Aber ich habe nichts davon, denn ich glühe bereits durch und durch vor körperlicher und geistiger Eile. Der Hausknecht und sein Phaeton sind schon verschwunden! Zwar: kenne ich die Gassen nicht genau, aber doch ungefähr, und ich darf ja nur immer, wie der Wagen, bergab laufen, so muß ich endlich an das Flußbett des Rheines kommen.

Halt, was ist das! Weber rechts. noch links ein Ausweg! O peste! Ein cul de sac! Linksum! —

Gott sei Dank, da sehe ich noch einen Trupp, der sich zur großen Armee begibt; es ist der Hausknecht eines andern Gasthofes nebst einem Duzend Fremden. Da läutet's zum dritten Male! Das ist das *Sauve qui peut!* — Jetzt stößt das Fahrzeug vom Lande! Wir laufen wie *Meleager* und *Atalanta!* Aber der Hausknecht bleibt in seinem phlegmatischen *Andante-Takt*, und *accelerirt* sein Tempo auch nicht um einen halben Grad des *Metronoms*. — Es ist noch Zeit genug, meine Herrschaften, ruft er uns nach, und hat Recht. Denn als wir das Ufer erreichen, ist sogar der enge Eingang zum Dampfschiffe noch gesperrt für die Reisenden, und nur ihre fahrende Habe wird admittirt.

Himmel, welche Berge von Gepäck!

Allerdings, denn die Königin von Neapel mit ihrer ganzen Suite fährt mit!

Wiel Ehre! Aber, ich bin so illegal es zu gestehen, wenig Zuwachs an Vergnügen; sie wird uns den Raum sehr verengen.

Dafür wird auch die Admiraltätsflagge aufgehißt.

Wiel Ehre, aber, ich wiederhole es, wenig Zuwachs an Vergnügen!

Die Eingangschleuse wird aufgezo-gen. Die schwarze Menschenfluth bricht herein. Bald sind Deck

und Cajütten überfüllt. Diesmal war ich gewiszigter. Ich hatte auf der Erhöhung der Cajütte inmitten des Schiffes einen guten Platz erwirkt, wo Schatten, Luft und Aussicht zu haben waren; die letzten aber nur, bis sich eine Mauer von stehenden, Unseligen für sich and mich, um mich herzieht, und mich absperrt wie das chinesische Reich.

Also das sind die wundervollen Rheingegenden? Diese breiten Rücken von Engländern, Holländern und Franzosen sollen mir statt der Bergrücken gelten, und diese Hüte, Filze und Kappen auf harten Schädeln statt der Burgen, Schlösser, Landhäuser und Kapellen auf den steilen Felsen? — Ein herrlicher Tausch! Gott segne die Erfindung der Dampfschiffahrt! — Ich saß mit meiner armen Begleiterin, die den Rhein noch nicht kannte, ungefähr da wie jener Mann bei der Krönung Napoleon's, der auf ein Faß gestiegen war, um Alles aufs herrlichste zu sehen, aber gerade in dem Moment mit dem Boden einbrach, als der Zug aus der nächsten Querstraße um die Ecke biegen sollte. —

„Wiberich! Seht da, Wiberich! Das freundliche Wiberich!“ ertönte es rings um mich her.

Ich sah nichts als etwas grüne Bergspitzen und Himmelsblau zwischen verschiedenen Reisehüten durchblicken.

Esfeld! Wie allerliebste gelogen! — Ja! hinter dem schottischen Reifemantel eines Engländers! —

Der Johannisberg! Da ist der Johannisberg! Wo? Jener grüne Rücken mit dem weißen glänzenden Schlosse!

Ich sah auch einen grünen Rücken, aber mit einem weißen Filz darauf; beides gehörte einem dicken Holländer, der wie eingerammt vor mir stand.

Mein Herr!

Myn heer?

Erlauben Sie mir wohl etmal Ihren Arm?

As ye beleeft Mynheer, ja well!

Bitte ergebenst! Haben Sie nur die Güte, den Ellenbogen zu krümmen und die Faust in die Seite zu stemmen, damit Ihr Arm eine Dese bildet. Meine Frau, die eine Rheinreise macht, um die schönen Gegenden kennen zu lernen, wünscht gern den Johannisberg zu sehen.

Der Mann war gutmüthig wie alle Holländer; er schob seinen Arm zu einem recht geräumigen Fenster, und wir konnten durch dasselbe einen Theil des Johannisberges recht reizend liegen sehen.

„Die Rochuskapelle! Die Rochuskapelle! Ei,

wie schön liegt sie! Welch eine herrliche Aussicht muß dort oben sein!“

Ich schlug geschwind das Rheinpanorama von Dellekamp auf und zeigte meiner Frau die Rochuskapelle. — Stehst Du, wie schön sie liegt? Hier kurz vor Bingen!

Sehr schön, sprach sie betrübt. —

Wir kamen nun ans Binger Loch. Sollten wir scheitern, so wollten wir doch wenigstens wissen wo. Deshalb sprach ich: „Laß uns unsre Sitze hier im Dampfschiffs-Parlament aufgeben, und als freie Menschen, die aber (wie insgemein) nicht wissen, wo sie ihr Haupt hinlegen sollen, noch etwas anderes hinsetzen, das Reich des Dampfschiffes durchwandern.“

Ich durchbrach die Mauer, welche die englisch-französisch = holländisch = deutsche Quadrupelalliance um uns gezogen hatte. Noch viel früher war aber schon mein Platz occupirt worden, denn ich hatte mich noch nicht zwölf Zoll darüber erhoben, als schon der Holländer, dem wir den Johannisberg verdankten, Arrest darauf legte. (Wie schön könnte ich hier, sänge ich nicht eine Jeremiade, mit den Worten Platz, Wechsel, Arrest, Platzwechsel, Wechselplatz,

Wechselarrest, spielen!) Die Landschaft wurde nun genossen wie eine neue Oper, oder ein Auftreten der Sonntag, d. h. im Gedränge, stehend, mit accidentellen Zugaben von Rippenstößen u. dgl. m.

Wir schossen wie ein Pfeil zwischen Bingen und Rüdesheim hindurch. O wie herrlich liegt Schloß Rheinstein! Wo? Wo? — Hier dicht vor uns! Nein, jetzt ist's schon zu spät, jetzt liegt es über uns! Jetzt hinter uns — jetzt ist's verschwunden! Ehe ich den Hals nach diesen Commandowörtern gedreht hatte, waren sie immer schon falsch! — O, wie genießt man eine schöne Gegend auf dem Dampfschiffe! Und ging es uns besser mit Falkenstein, Stahleck, Rheineck, mit der Kage und Maus, und wie die Felsenester alle heißen? Als ich mir Bingen erst recht betrachten wollte, war ich schon in Taub, und während ich die Rheinpfalz ein wenig beschaute, schrie es hinter mir schon: der Lurley, der Lurleyfels. Ich wollte die Lore Ley, diese berühmte Fey und Rhein-Armida sehen, das Echo am Lurley hören, allein bevor ich dazu kam, war ich schon in St. Goar! — So hat denn die Dampfschiffahrt wenigstens das Gute, daß sie die Gefahren, welche Lore Ley dem Schiffer bringt, aufhebt. Denn man könnte sich eben so gut beim Wetterreiten in eine am Wege stehende Schöne verlieben, als jetzt in die Zauberjungfrau.

So viel Schlösser, Städte, Flecken, Dörfer, Landhäuser am Rhein, so viel Stoßseufzer richtet ein Dampfschiffreisender zum Himmel, über alle die schönen Punkte, die er nicht sieht. Ich schätze die Zahl nach Delkeskamp's Panorama mäßig und rund ab auf 999, von Bingen bis Bonn. Da man in sieben Stunden dahin fährt, so kommen auf jede Stunde ja noch nicht einmal 150, also nicht viel mehr als zwei in der Minute, sowohl Schlösser und Orte, als Seufzer; das läßt sich doch noch aushalten.

Es erquickt einen Reisenden daher nichts mehr, als die Nachricht, daß zu Tische gegangen werden soll; denn Hunger bleibt die letzte wohlthuende Empfindung, die den Menschen durch lange Leiden begleitet, falls er nämlich etwas zu essen spürt.

Doch, hätte ich bisher nur Lobpsalter angestimmt, jetzt müßten sie in die Molltonarten und Dissonanzen der Jeremiade ausweichen. Denn stellt es Euch vor, Leser, was daraus entstehen muß, wenn die Masse von Reisenden, die auf Berdeck und Cajütte nicht Raum hatten, plötzlich in der letztern allein untergebracht werden, und dabei noch essen soll. Die Gesellschaft wird zuerst aus der Cajütte hinaus und die Treppe hinauf geworfen, damit gedeckt werden kann, dann stürzt sie von selbst wieder hinunter und hinein. Un-



ten sitzt jeder, diese kleine Lizenz ist gestattet, halb auf seines Nachbarn Schooß und meißelt ihm mit seinem rechten Ellenbogen die linken Rippen aus, oder polirt ihm das Herz; allgemeines Halbrechts oder Halblinks heißt das Commandowort beim Essen. Wehe dem, den sein Schicksal in eine Ecke führte, von der er nicht aufstehen kann! Denn daß er nichts zu essen oder zu trinken bekommt, falls der Teller nicht so weit reicht, oder seine Vorstßer dem Kellner die Flaschen und Schoppen wegstapern, bevor sie in den Fond der Cajütte gelangen, ist das geringste Uebel. Allein er sitzt bei gelinder russischer Badhize von 45 Grad und athmet die frische Luft, die ihm sunfsig transpirirende Tischgäste und ein Duzend dampfender Schüsseln bei dieser Temperatur bereiten, recht behaglich ein. Wenn er vor dem Braten noch nicht erstickt ist, so kann er mit Cäsar's Glück prahlen. Denn ein Fenster wird nicht geöffnet, weil die kalte Zugluft von 22 bis 25 Grad Reaumur, die von draußen herein käme, einem Polarwinde zu vergleichen wäre, für den hektisch-rheumatischen Zustand einiger Fräulein und Brunnengäste aus Wiesbaden. Inzwischen fängt man kurz vor Andernach an zu essen; über die Suppe versäumt man dieses; über das Rindfleisch die schönen Basaltfelsen dahinter bis Schloß Hammerstein; beim Gemüse passiren die prächtigen vulkanischen Formen

draußen vorbei; mit dem Braten drinnen wird draußen das Siebengebirge aufgetragen; kurz ein hungriger Reisender giebt den schönsten Theil der Rheinfahrt für eine Mahlzeit weg. Er hat sich's hundert Thaler kosten lassen bis an den Rhein, und hundert zurück; den Rhein selbst verhandelt er für einen Gulden, oder vielmehr für etliche baare Victualien. — Steht man vom Desser auf, so kommt man gerade noch zu rechter Zeit aufs Deck, um Bonn dicht vor sich, das Siebengebirg und den Drachensfels weit hinter sich zu sehen. —

Doch, Gott sei gelobt! Ich bin in Bonn! —

Nach so viel Leiden, o welche Freuden! Das Dampfschiff legt an; ich fühle Land unter meinen Füßen. Ich kann drei Schritte vor mich sehen und gehen, ohne mich in den Reisecoats dicker Engländer, in den blauen Hemden belgischer oder französischer Windbeutel zu verwickeln. Ich kann mich an das Ufer stellen, auf den alten Zoll, und den prächtig daherziehenden majestätischen Rhein mit seinen grünen Bergen, steilen Felsen und alten Schlössern verweilend betrachten, ohne daß er mir wie von einem eiligen Gucklastenmanne so rasch vor den Augen vorbeigezogen wird, daß ich mich immer erst am nächsten Bilde darauf besinne, was ich auf dem vorigen gesehen

habe oder sehen sollte, — kurz ich kann jubeln und die Jeremiade schließen, und der Leser jubelt noch mehr darüber und denkt vielleicht „o des Narren!“ Aber wahrhaftig, ich glaube, der Leser kommt auf meine eigenen Gedanken!

---

## Schloß Altenaar.

### Reise-Skizze.

Ich wollte erst einen Hymnus schreiben auf das wunderbar romantische Schloß und Thal; dann eine „Elegie in den Trümmern eines Bergschlosses,“ dann eine Idylle, — einen trockenen Bericht, — eine Epistel, — ein Phantasie — kurz Alles, weil ich bei allen Gattungen zusammenborgen muß, um darzustellen, wie und was ich eigentlich möchte. Doch der Titel meines Buches spricht weder von Hymnen noch Phantasien, und ich will doch den Leser nicht betrügen, und die andern Bestandtheile werden zu dürftig, um den Namen zu liefern. So schreibe ich denn eine Skizze, denn sie kann Alles sein: Hymne, Epistel, elegisch, idyllisch, referirend — kurz Alles und Nichts. —

Es ist ein reizender Sonntagsmorgen. Das Ge-

witter von gestern dampft in leichten Nebelstreifen aus den Bergen auf und hängt in Perlentropfen zersprengt auf den Wiesen. Himmelsblau, — schwebendes leichtes Gewölk, golden rosig angehaucht, — blißender Sonnenstrahl, — frischer, und doch lauer Hauch! Wie fährt sich's frohlich an dem schönen Rheinufer aufwärts, an dem hauptstädtisch prangenden Godesberg vorüber, zwischen dem Drachensfels und Rolandsseck dahin, Nonnenwörth zur Linken, bis nach Remagen.

Wir hätten klüger gehandelt, und ich empfehle dies jedem Reisenden nach mir, der von Coblenz kommt, gestern vom Dampfschiff aus in Remagen zu landen, dort die Post zu nehmen und nach Altenaar zu fahren, nach Remagen zurückzukehren, und andern Morgens mit eigenem wohlfeil zu habenden Nachen bis Bonn zu schiffen, nach Belieben in Königswinter anlegend, um den Drachensfels zu besteigen, oder in Nonnenwörth, um die schöne Insel zu beschauen, oder in Rolandsseck, um des treuen Loggenburgers Schloß (denn dorthier schreibt sich die Sage, welche Schiller verewigt hat) zu besuchen, und den wehmüthigen Blick aufs Kloster hinab zu werfen, wo die Geliebte wohnt.

Doch wir sind in Remagen, nehmen die Post, schlagen den Wagen zurück und fahren in das Nar-

thal, welches sich hier gegen den Rhein ausmündet, ein.

Giebt es ein Thal, welches Anmuth und Erhabenheit reizend verschmilzt, so ist es mein grünes, felsiges Karthai. Es schwingt sich in freien Bogen; die Berge sind grün bewaldet, steigen sanft an und treiben oben wilde, vulkanisch gebildete Kuppen heraus. Auf höchster Höhe Kirchlein, Kapellen; Heiligenbilder am Wege. Weinlaub umrankt die freundlich hellen Häuser der Dörfer; der Bach mit seinen tausend Krümmungen rauscht munter hindurch; der Teppich der Felder und Wiesen dehnt sich über die Sohle des Thales bis zu dem nachbarlichen Nebengelände, oder dem dunklen Wäldchen, das den Fuß der Höhen umzieht. — Glockengeläute begrüßt uns überall, tönt ringsher von den Bergen, aus den Gründen.

*Am 27. 28. 29.* So erreichen wir <sup>Altenaar</sup>, das schon dichter an den steileren Schieferhöhen eines romantisch zerklüfteten Gebirges liegt, wo die prangende, üppige Rebe den nackten Fels überall grünend verbirgt. Wie reinlich ist das wohnliche Städtchen, wie sauber gekleidet sind Frauen und Mädchen, die sonntäglich müßig in der Thür stehen. Auch das Wirthshaus ist einladend, einfach, aber behaglich, und der Gartensaal, wo wir speisen, dessen Thüren auf zierlich gehegte Blumenbeete hinausgehen, in welches die grünen

Berge von oben her hinabschauen, der angenehmste Aufenthalt für die Reisenden. — Hier trinken wir zuerst den feurigen, aromatischen Wein, den die Berge ringsumher erziehen, und laben uns an den schon reifen Pfirsichen, Birnen und Trauben, welche die Sonne an den steilen, ihren Strahl begierig einsaugenden Schieferwänden um manche Woche früher zeitigt als am Rhein.

Eine halbe Stunde weiter gelangen wir an einen classischen Ort, Waldportshelm, der, von Rebenbergen umschlossen, den trefflichsten Karwein baut. Schöne, romantischere Weinberge bietet uns das ganze Thal des Rheines nicht. Sie heben sich steil empor, in terrassenförmigen Schieferbrüchen, deren Grau sich aber nur wie leichte Adern, wie schmale Fußpfade durch das üppige, volle Grün der Reben hindurchzieht. Hier hat der Fleiß der starren Natur ihre Gaben mühsam abgerungen, und nun spendet sie um so reichlicher. Kein Fußbreit Raum, der nicht eine Rebe nähren müßte; oft hängt die Wand steil über, zeigt Vorsprünge, die kaum eine Ziege erklettern möchte. Und doch hat der Winzer hier gearbeitet, und der freundliche Schmuck der Rebe, das edle Geschenk der purpurrothen Traube, prangt auf der Felsklippe. Wie Epheu rankt sich der Wein hier an den steilen Mauern

hinauf, schmiegt sich in alle Felspalten, die ihre Brust der Sonne öffnen, und die warmen Strahlen durstig einsaugen und dauernd hegen.

Von hier an wird das Gebirge schroff, das Thal eng. Die Aar allein hat es mit wildem Strom zerissen, und sich in tausend Krümmungen ihren Weg hindurch gebahnt. Sieben Mal, oder gar neun Mal muß die Straße sich kreuzend in ihr Bett tauchen, ja bisweilen lange Strecken darin fortlaufen, weil die Ufer keinen Fuß breit Raum lassen; aber diese neunfache Styr-Umschlingung sperrt keine Hölle ab, sondern umgürtet ein Paradies.

Noch einige Winzerdörfer liegen zwischen uns und dem berühmten Schlosse Altenaar. Wir glauben in Savoyen zu reisen, so theilt sich die Natur zwischen nackter Armuth der Felsen und reicher Ueppigkeit des Nebengeländes; arm, wo die Thalwand dem unfruchtbaren Norden das Antlitz zuehrt, gesegnet, wo sie von dem Strahl der Mittagssonne die befruchtende Empfängniß genießt.

Plötzlich wölbt sich ein Felsen-Triumphthor vor uns; die Aar schlägt einen kühnen Bogen und zieht um ein vorspringendes Wald- und Felsgebirg ihren um mehr als eine Stunde vorgelegten Gürtel, so daß beide



Enden desselben fast in einander zurückfließen, und nur durch eine Breite von wenigen hundert Fuß getrennt sind. Hier ist die Felsmauer durchbrochen. Aber nicht ärmlich, mit einem kriechenden Höhlengang, sondern durch eine breite, hohe Felsenpforte, deren Kühner Rahmen sich um eine im vollen Lichte dahinterliegende Landschaft schließt.

Wir rollen hindurch; jenseit, dicht über unserm Haupte steigt auf zackig felsiger, von Wald und Neben eingesponnener Höhe das zertrümmerte Schloß Altenaar empor.

Ein schattiger Pfad führt hinan. Er windet sich vielfach um den Berg, durch den Wald, den Weingarten, auf dem Gesims alter Mauern hin. Romantische Blicke ins Thal werden uns zur Belohnung des Steigens auf jedem Felsenvorsprung. Jetzt sehen wir erst, daß das Schloß wie im Mittelpunkte eines Sternes liegt, von dem die vielfachen Zerklüftungen des Thales auszugehen scheinen. Denn die Aar hat in urweltlicher Gestaltungszeit des Gebirges sich mit tobenden Wellen die Bahn frei geschwemmt, und da ihr die festen Knochen des Felsens widerstanden, sie in schlangenartigen Windungen um sie her gekrümmt; sie schlägt, zwei, drei Bogen, große Silberbandschleifen, deren Vereinigungen alle in den Punkt fallen, wo

das Schloß liegt, auf dem wir stehen, und das Labyrinth von Thälern überschauen. — —

So zertrümmert der alte Bau ist, er hat einen Besitzer, der sein Inneres durch ein Thor sperrt; wir öffnen es aber durch einen silbernen Nachschlüssel, und gelangen nun innerhalb der Ruine auf einige mit Lauben und Bänken geschmückte Punkte, welche die vollkommenste Uebersicht nach allen, oder die schönste Aussicht nach einer Seite darbieten. Für die Unterhaltung dieser Anlagen hat man nach einer vom Besitzer selbst gemachten Taxe eine Personalsteuer zu entrichten. Es ist zwar an sich ärgerlich, daß die freie Natur auf diese Weise verpachtet und ausgemarktet wird, allein es ist einmal überall so, und weshalb sollte der arme Thalbewohner, dem der Wein, sein einziger Ernährungsquell, nur alle fünf Jahre reichlich und gut sprudelt, nicht den reichen Städter besteuern, der von Ferne her kommt, um sich an den Schönheiten und Merkwürdigkeiten der Landschaft zu erquicken? Muß man Genüsse der schönen Kunst mit respectiver 12 und 16 Groschen oder einem Thaler bezahlen, so kann man auch wohl vier Groschen für eine schöne Aussicht geben, ohne verdrießlich zu werden. Diese kleinen Reiseausgaben sind doch noch lange kein eherner Degen, den Brennus in die Waagschale wirft, daß man

ihn mit Gold auflege; und macht man die großen mit Lust, weshalb nicht diese kleinen auch? Es giebt Leute, die so thöricht sind, sich durch eine solche Lumperei ärgern zu lassen; ich gehöre nicht dazu. Mir blieb der freie, hohe Genuß dieser großartigsten und reizendsten Landschaft zugleich — mit die schönste, die ich in Deutschland kenne, aber erst seit einigen Jahren allgemeiner bereist, — unverkümmert. Ein Chaos von schroff gespaltenem Waldgebirg, Felsriffen, tief eingesenkten, vielfältig gewundenen Thälern, sonnigen Nebenumgürtungen, nachlässig zerstreuten Hütten. Das obere Gebirg, rauh, einsam, finster; man sieht den Adler mit breit gespreiztem Fittig über dem Gestein schweben. Der Fuß der Berge reizend angebaut, mit weißen Häusern, Wein- und Blumen-gärten; der brausende, rauschende oder murmelnde Fluß, je nachdem seine Bahn gehemmt oder frei ist, überall in lebendiger Bewegung. Die mühsam angelegten Chauffeen um Felsvorsprünge und Berge gekrümmt, einem reinlich mit Sand gestreuten Fußpfad gleich in diesem wilden Irrgarten! Das Thal zur Linken im tiefften Schatten, das zur Rechten in Sonnenglanz; vor uns ein wilder Felsgrund, hinter uns eine sanfte Partie zwischen Rebenhügeln. Reichster Wechsel, Wildheit und Anmuth in reizendster Mischung. Und mitten in der rauhen Gebirgsklüftung

eine angenehme Erinnerung an die Behaglichkeit des Lebens, denn unfern von uns, am Ende eines breiten grünen Wiesenteppichs liegt ein weißglänzendes, wohnliches Schloßchen, und bildet den Schlußpunkt des östlichsten Thales.

Als Jüngling schon, wo ich Bonn bewohnte, suchte ich häufig Schloß Altenaar mit seinem schönen Thale auf. Damals stand es in unbesuchter Einsamkeit — wenn man die wenigen Studenten aus Bonn abrechnet, die dort von Zeit zu Zeit den Narwein an der Quelle tranken — es war ein romantisches Kind der Wildniß, eine wunderbare Waldjungfrau, ein Kleinod, das sich im reichen Felsengehege barg, und den erschauten Wanderer wie die unvermuthete Begegnung einer Göttin berührte, wenn er aus der kahlen Moor- und Sandebene, die sich zwischen Bonn und Altenaar ausdehnt, plötzlich von der Seite her in die Thalmündung eintrat, und das Schloß hoch über sich am Felsen hängen sah, dem Nest des Adlers gleich. Schon damals erklärte ich es für den pittoresksten Punkt der Rheingegend, abseits vom Strom, und für eine der romantischsten Landschaften Deutschlands überhaupt. Jetzt, nach dreizehn Jahren, wo ich es nach allen Richtungen durchkreuzt bin, wiederhole ich das Wort. Bersäumt es

darum ja nicht, Leser der empfindsamen Kette und dieser Skizze, wenn Ihr an den Rhein kommt, einen Tag für diesen Seitenweg zu rechnen, den Ihr jetzt auf gebahnter Straße machen könnt, während man damals das Ziel nur mühsam, zu Fuße, erreichte.

Ich skizzire es nicht weiter, weder elegisch, noch romantisch, sondern referire es nur, daß wir im milden warmen Nachmittagssonnenglanz das Thal zurückführen, bis Remagen, denn einen andern Weg giebt es nicht, außer durch die oben bezeichnete sandige Wüste. Allein der Rückweg ist doch nicht derselbe, denn da sich alle Ansichten der Berge, Thäler, Dörfer umkehren, so hat man eine ganz neue Reihe von Gemälden zu betrachten. Wie sie beim Wege aufwärts immer wilder, schauerlicher werden, so gestalten und färben sie sich nun in umgekehrter Tonleiter immer lieblicher, bis uns der Spiegel des schönen Rheins von der Höhe vor Remagen wieder entgegenglänzt. Hier nahmen wir einen Rachen nach Bonn; da ich referire, sage ich, daß er bei Tage einen Thaler, bei Abend anderthalb kostet; weil die Schiffer dann erst andern Morgens zurückkehren können.

Wir schwimmen die vier Stunden bis in die

Unversitätsstadt in zweien hinab. Die Abendröthe wiegt sich auf dem Busen sanft gehobener Wellen; die Höhen röthen sich, das Haupt des Drachensfels mit der Ruinenmauerkrone glüht, die langen Schatten des Siebengebirges, von der Wolkenburg und Löwenburg fallen blauschwarz in den Rhein. Rolandssee liegt schon im stillen Dämmerungsschleier; von Nonnenwörth tönt das Geläute der Abendglocke und wird von beiden Ufern beantwortet. Der Nachen gleitet, pfeilschnell, doch meist bei kaum geregtem Ruder, über den Wellenspiegel. Allein die Nacht holt uns noch schneller ein; die Sterne blinken erst matt, dann heller herab; der Mond steht noch unter dem Horizonte, und es wird lange dauern, ehe er über den finstern Drachensfels heraufkommt. Ein schwarzer Schleier legt sich auf den Strom; und vom Ufer her blinken die Lichter hindurch. — Wir werden wehmüthig, und sind doch so glücklich. — Arm in Arm, — Seele in Seele — die Brust voll reizender Bilder der Erinnerung und Hoffnung. Ihr leiser Gesang hebt an, und mischt sich mit dem kühl vorüberstreichenden Abendwind, mit dem Rauschen des Rheines, und verweht sich in den weiten Raum. — Jetzt stehen die Bergwüsten hinter uns; Mondes Dämmerlicht umbuftet sie schon wie Heiligenschein; nun blickt das freundliche Silberauge durch die Fel-

sen und Bergtrümmern, — ein Silbermeer glänzt vor  
uns, — der Ruderschlag regt sich lebhafter, — die  
Uferlichter nahen, fliegen vorüber, verschwinden hinter  
uns — jetzt ziehen die Fischer die Ruder ein, —  
Land — wir sind in Bonn. —

---

## E l e g i e.

## Vorrede.

Ich sah mein Register nach und fand, daß ich die Leser fast um eine Rubrik betrogen hätte, die das Titelblatt nennt. Es fehlte an einer Elegie! Und doch hatte ich so viel elegischen Stoff auf der Reise gesammelt, war so oft elegisch gestimmt gewesen, z. B. in Baden-Baden, als das Mittagsbrot gar zu schlecht war, in Heidelberg bei der Besteigung des Kaiserstuhles, wo mein Esel sich zweimal hinlegte und nicht vorwärts wollte! Ach ich dürfte nur mein Reisetagebuch öffnen, so fände ich jeden Tag ein, zwei, drei elegische Momente notirt. — Indessen lasse ich mich doch mit einer Elegie genügen, weil ich weiß, daß die Gattung aus der Mode ist, und eher Gähnen als Thränen erregt.



Meine Stiege heißt :

### Das Badehaus zu Scheveningen.

Wir sind vom Haag aus durch den schönsten Wald gefahren; herrliche Buchen und Eichen heben die breit-ästigen Kronen empor; liebliches Spiel der Lichtstrahlen in den schimmernden Blättern; schattige, einsame, zum Spaziergange der Liebe lockende Pfade — Welch eine Fülle von Schönheit birgt solch ein Wald! Gebt ihn mir, und einen blauen Strom dazu, der sich breit, frei, leuchtend hindurchwindet, und ich will nach keiner Schweiz, nach keinem Italien fragen.

Scheveningen liegt vor uns; freundliche holländische Häuser, kleine Gärten, Blumen an den Fenstern; Fischer in ihrer seemannischen Tracht; rothwangige Mädchen mit langen goldenen Ohrbommeln — aber trotz der Freundlichkeit des Bildes eine gewisse Leere, eine gleichmäßige Flachheit des Lichtes; der Anblick behagt uns nach dem des tiefdunklen Waldes, wie ein nüchternes Wasser nach edlem, geisterfülktem Nektartrunk. —

Hinter Scheveningen erheben sich die Dünen. — Ein Arm der Wüste, der sich zwischen dem erfrischenden blauen Meere und dem grünen Wald- und Wie-

senrande hinreckt. Das Auge wird uns blind von dem weißen Kiessande, aus dem nur hier und da ein einzelner, verdorrter Halm ausschließt; ein weißer Schauffeststreifen, der sich nachher in zwei Arme theilt, läuft über die fahle Sandstrecke, die sich von den Hügeln ablagert, hin, und vermehrt die Dürre.

Da glänzt uns, in scharfen Linien gegen das Blau des Himmels abgezeichnet, von der Dünenhöhe ein edler Bau entgegen, eine säulengeschmückte, italienische Villa, aus weißem, leuchtendem Gestein. Der erste Anblick erregt Freude, der zweite Schrecken. Denn dieses schöne Gebäude ist auf die dürre Strandbühne hingestellt, wie auf eine wüste Insel verbannt, und ein strenges Verbot der Natur scheidet es von jedem grünen Frühlings- und Sommergruß. Kein armes Halmchen oder Blättchen darf die liebliche Botschaft hinüberbringen, kein Blümchen sie mit leisem Dufte flüstern, ja selbst wenn die ziehenden Lüfte Kunde bringen wollen, so nimmt der weiße, brennende Sand der Dünen, über den sie streichen müssen, ihnen wie ein finsterner Kerkerwächter erst die Milde, und sie wehen heiß, brennend oder rauh überhin.

Meinst Du, ich erkenne Dich nicht, Du schöner Genius, der Du in jenen Steinpalast gebannt, und mit ihm in diese Wüste verbannt bist? Du bist ein Genius edler Kunst, der irgend einen Fehl-

tritt, wodurch er seine Bestimmung entweihte, hier abbüßen muß.

Es schauert uns, wenn wir näher treten. Das schöne Gebäude gleicht einer Braut, der man die Kränze und den Schmuck abgerissen hat, und die nun da steht im verödeten Hochzeitsaal. — Denkt Euch die reizende Villa Sommariva am Comersee, wie sie, in die grünen und silbernen Schleier dunklen Laubes und kühler Wasserfälle gehüllt, Euch anmuthig entgegenlächelt; und dann laßt zerstörende Wuth wilder Erdgeister alles ringsum versengen und verboren, daß uns ringsum nur der nackte, glühende Fels anstarrt. Mit diesem Fluche ist Scheveningens schöner, der Meeresgöttin geweihter Tempel belastet. Nicht über einen Rasenteppich, mit Rosenbüschen oder einer Nelkenflor geziert, wandelt Dein Fuß zu seinen Stufen hinan; kein dunkles Laub beschattet überhängend den Pfad; — nur auf zermalnten Scherben, auf knisternden Kieseln und Kiessande schreitest Du hin, und die Sonne sticht herab wie in den Wüsten Sahara. Auf prächtigen Stufen, durch eine Säulenhalle treten wir in den eblen, trauernden Bau ein. Kühle Gemächer nehmen uns auf. — Da liegt das blaue, unendliche Meer vor uns — wie das ferne Bild ei-

ner reizenden Geliebten. Doch zwischen uns und seinem Wellenschaum wieder die dürre, nackte Sandwüste! —

So war Prometheus an den Kaukasus geschmiedet, auf nackter, unfruchtbarer Klippe, und ringsumher die reiche Fülle der üppigen Natur, vor ihm der blaue Okeanos, der Zug der schönen Okeaniden. —

So lag Andromeda an den Felsen gefesselt, dem glühenden Pfeil der Sonne Preis gegeben, die kühlende Fluth zu ihren Füßen, doch zu fern, um ihr den brennenden Fuß, oder die schöne Brust zu nehen. Dann erst bespülte die Welle ihre Sohle, als das entsetzliche Ungeheuer die Fluth finster aufwühlte, und grauenvoll emportauchte. Doch Dir, holde Andromeda, erschien der rettende Held, von Göttern gesandt, und versteinerte die Schrecken, die Dir drohten. Wer aber erlöst den trauernden, gebannten Genius, der, einer Dryas gleich, in diesen griechischen Säulen wohnt, und einsam seufzt in verbrennender Mittagsgluth, oder im schauerlichen Mondenlicht, wenn es still über die Wellen schleicht und den öden Strand silbern übergleßt?

Auch Dir wird ein Trost, hoher Genius in Deinem Wüsten-Gefängnisse. Denn schauft Du gleich

sehnſüchtig und unbefriedigt hinab nach der kühlen Umarmung des Meeres, oder nach dem Luftgeföhbe grüner Auen jenseit Deiner dürren Hügel — so nahen Dir doch jeden Tag die schönsten Gestalten und begrüßen Dich in Deinen Hallen. Du empfängst sie, die hohen, schlanken Jungfrauen, die zarten rothen und weißen Rosenknospen, die edlen Lilien, die zuerst die Schwelle Deines Tempels bilden, um sich zu weihen für die Meeresgöttin, zu der sie hinabsteigen von Deiner Höhe, um das Reinigungsoffer zu begehen. Zwar blickst Du ihnen sehnſüchtig, mit überschwellender, beklemmter Brust nach, wenn Du sie den schmalen Pfad zum Strande hinabsteigen siehst, und sie am Ufer dahin wallen, bis zu den verhüllten Stätten, wo sie der Meeresgöttin ihre jungfräuliche Schönheit entschleiern. Zwar auch das ist eine Qual, doch eine süße, die ich Jahrhunderte mit Dir theilen möchte. Denn bald kehren ja die holden Gestalten zurück, frischer blühend, verklärt, mit schwellerem Busen, mit weißerem Nacken und Arm, mit rötheren Lippen, glänzenderen Augen. Sie haben den Segen der Wellennymphe empfangen, Aphrodite ist ihnen genahet und hat sie mit ihrem Liebreiz beseligt. Dann, Du wüstengebannter Genius, wird Dein Tempel die Wohnstätte des Entzückens, dann wird er zur olympischen Halle,

wohin nur beseligte Götter und beseligende Göttinnen  
den Fuß setzen.

Und hier muß die Elegie schließen, wenn sie nicht  
zur Hymne werden will.

---

## Holländisch-belgische Reise = Skizzen.

Daß ich im ersten Theil meiner empfindsamen Reise, d. h. derjenigen, die ich im Cholerajahre 1832 machte (sonst steht sie in diesem Bande), nur den ersten Theil Hollands, bis Harlem, beschrieb, ist vielleicht manchem Leser noch erinnerlich, der ein Gedächtniß von 24 Stunden, und darüber, für ein Buch hat, das er gelesen. Ich könnte also jetzt ganz systematisch weiter schildern, will aber doch nur Skizzen statt der Berichte liefern.

Abends um 8 Uhr war ich von Amsterdam in der Dilligence abgefahren; bei Nacht und Mondschein kam ich über die berühmte Schleuse von Sparendamm auf dem halben Wege nach Harlem; um die zehnte Stunde langte ich daselbst an, blieb aber nur fünf Minuten. Um Mitternacht hörte ich schon die Glocken der Thürme von Leyden, dieser uralte berühmten

Universität, schlagen, aber ohne die Stadt zu sehen, denn es war dunkel und regnete heftig. Um 2 oder 3 Uhr Morgens stieg ich im Haag aus dem Wagen, und war eine Viertelstunde darauf im Wirthshause. Den Weg von Haarlem nach dem Haag könnte ich daher, wie man sieht; leichter aus der Phantasie, als aus der Wirklichkeit beschreiben. Allein da sich in Holland Straßen, Städte, Wald, Landhäuser wie ein Ei dem andern gleichen, so hätte ich auch bei Tage vielleicht keinen Unterschied zwischen dem Wege von Arnheim nach Utrecht, und dem von Haarlem nach dem Haag gefunden.

Genug, ich traf Nachts ein. Mit dem frischen sonnigen Morgen machte ich meine Spazierfahrt nach Scheveningen, auf welcher ich die vorstehende Elegie gedichtet. Von dort fuhr ich nach dem Busch und dem berühmten Haus im Busch, welches Wienberg in seiner Reise durch Holland so getreu beschrieben, daß es mir, dem Empfindsamen, nicht weiter zuzumuthen ist. Durch den reizenden, schattigen Busch zurück, nahm ich meine Fahrt wieder nach der Stadt, und streifte in den Hauptstraßen, an den Hauptwachen umher bis Mittag, wo ich mich auf die Dilligence setzte, um nach Rotterdam abzufahren.

Ein holländischer Obrist, der jede Maßregel der Holländer gegen Belgien als etwas sich von selbst Ver-



stehendes ansah, dagegen jede Umkehrung des Verhältnisses für etwas Unerhörtes, ja Unmögliches hielt, war mein Nachbar. Er fuhr nach Breda ins Hauptquartier des Prinzen von Dranien. — Ihm gegenüber saß ein Fähnrich oder Unteroffizier, der vor Devotion gegen den Vorgesetzten kein Wort herauszubringen, ja nicht einmal zu rauchen wagte, was in Holland so viel ist; als wenn man in einem andern Lande nicht Athem holt vor Ehrfurcht. — Außer diesen beiden steifen Militärfiguren fiel mir keine weitere auf.

Der Weg bis Delft ging zwischen Wiesen am Canal hin; hier und da ein Landhaus, ein Garten, eine Mühle, sonst nichts von Wichtigkeit. — Delft ist ein ziemlich todter, langweiliger Ort mit stehendem Wasser voller Entengröße. Wienbarg sagt, der Wunsch der Holländer gehe auf ein Haus in Delft hinaus; ich traue ihnen aber doch einen bessern Geschmack zu, als daß sie gerade diesen Ort des Phlegmas besonders zum Aufenthalt wünschen sollten. Ich meinstheils war nicht erzürnt, daß wir nur zehn Minuten verweilten, sondern sehr froh, als wir gegen die vierte Nachmittagsstunde Rotterdam im Auge hatten, das von weitem einen Wald von Thürmen zeigte. Ich hatte eher einen Wald von Masten erwartet, und war daher sehr erstauut, bis ich, was der Nebel zuvor

hinderte, die Entdeckung machte, daß die vielen Thürme hauptsächlich Windmühlen waren, deren einige dicht vorm Thor der Stadt, auf thurm Hohem Unterbau stehen, so daß sie leicht zweihundert Fuß hoch sein dürften.

Es fällt mir hier ein, daß ich gut thue, meine holländisch-belgischen Skizzen nicht auf ein Blatt zu zeichnen, sondern eine Reihe einzelner Bilder einzurahmen, damit ich theils bessere Contraste und Vergleichungspunkte durch Gegen- und Seitenstücke erziele, theils freiere Sprünge von einem Gegenstande zum Andern machen kann. In Holland ist die Genremalerei zu Hause. Daher will ich in dieser hauptsächlich arbeiten. Wie man Bücher Bände nennt, so nenne ich meine Bilder Rahmen, was einerseits bescheiden klingt, andererseits nichts für die Gattung präjudicirt, endlich neuer und absonderlicher ist, als die vulgäre Bezeichnung Bilder.

## Erster Rahmen.

## Ein Nachmittag und Abend in Rotterdam.

Mein Gasthof ist da, wo die Diligence anhält; den Namen habe ich vergessen. Ein uraltes Gebäude in der Haupt- oder Hochstraße, winklig, mit düstern Gemächern, dicken Mauern, zahllosen kleinen Treppen, wo man einander nicht ausweichen kann; ich z. B. nicht dem hübschen Stubenmädchen. — Das Beefsteak war bald bereitet und verzehrt, der deutsche Lohnbediente meldete sich, um mich zu führen. Wir sind hier, sprach er, als wir herausstraten, in der Hochstraße, die auf dem Damme hinläuft, welcher den Fluthen des Rheins seine Grenzen setzt; der Damm begleitet den Strom bis Deutschland aufwärts, bis zur See abwärts. Ihm verdankt Holland seine Existenz. — Wirklich laufen von der Hochstraße die Quergassen abwärts, und schiffbefahrne Kanäle gehen unter derselben hindurch.

Der empfindsamste Reisende bekommt dabei Respekt vor dem, was der Holländer gethan hat, um sich ei-

nen Boden für seine Existenz, seine Geschichte, seine Handelsunternehmungen zu gewinnen.

Einige Häuser von dem Gasthose führte mich der Lohnknecht links in ein Gäßchen, zeigte mir ein altes verräuchertes Haus und sprach ehrfurchtsvoll: „Dies Haus gehörte dem Vater des berühmten Erasmus von Rotterdam; dort sehen Sie die Bildsäule desselben im Kleinen in einer Nische zwischen den Fenstern, und jenes Erkerfensterchen war das seiner Studirstube.“ —

Ich stand sinnend; das kleine Haus in Eisleben, wo der große Zeit- und Wissensgenosse des Rotterdamer Gelehrten das Licht erblickte, stellte sich vor meine Phantasie. Wahrlich, dachte ich, die erhabensten Bewohner dieser Erde werden nicht in Palästen geboren; nehmt alle Fürsten der Weltgeschichte, selbst die berühmtesten zusammen, laßt sie in einem dieser beiden Häuser geboren werden, und fragt dann, wie viele es nur zu einem Namen gebracht hätten, von dem die Geschichtsbücher wüßten, geschweige, daß er in die Masse der Völker lebendig, bedeutsam eingebrungen wäre, wie der eines Luther und Erasmus!

Wir gingen einige Gassen weiter nach einer Brücke, wo mehrere breite Grachten zusammenstoßen, und sich auf diese Art ein freier, wiewohl unregelmäßiger Platz bildet. Hier steht die Bildsäule des Erasmus in

überlebensgroßer Ausführung; ein würdiges Werk, eine schöne Zierde des Platzes. Erasmus's Stellung ist die des Nachdenkens; in der Hand hält er die heilige Schrift.

Die Glocke des nahen Thurmes der Laurentiuskirche schlug sechs Uhr. „Schade,“ sagte mein Lohnbedienter, „daß es nicht zwölf ist; denn wenn Erasmus zwölf schlagen hört, so wendet er das Blatt der Bibel um!“ Ein Beispiel, wie sich Volkscherze herumtragen; denn von der Bildsäule des großen Kurfürsten auf der langen Brücke in Berlin weiß es Jedermann, daß sein Roß kehrt macht, wenn es den Dom zwölf schlagen hört. —

Es ist, selbst in einer Skizze, nicht die Art des empfindsamen Reisenden, Städte und Länder genau zu beschreiben, nach einem Reisehandbuch und sonstigen gelehrten Quellen. Er malt lieber frei ab, damit etwas hinein kommt in seinen Rahmen.

So stelle ich denn in die Mitte meines Genrebildes die würdige Laurentiuskirche mit ihrem prachtvollen Thurme; hängt es aber von mir ab, so male ich ihr die Fenster nach Art des kölnischen Domes, weil mir die weißen, nüchternen Scheiben darin durchaus nicht gefallen. — Eine Straße links setze ich die Börse, ein stattliches, aber nicht eben schönes Gebäude; rechts steht das Rathhaus am geschmackvollsten. Es ist im neueren Stil erbaut, oder vielmehr

im allerältesten, im griechischen, und hat somit eine schöne Säulenfronte nebst Frontispiz. Im Giebel selbst aber sähe ich lieber die Gruppe der Niobe, als die Themis, welche dort die Waage hält. Nur Holländer, als eine kühmelnde Nation, konnten sich eine solche Themis abformen lassen, die zur Amme geschaffen zu sein scheint, wegen ihrer kolossalen Brüste. Die Justiz nährt überall ihre Leute recht ansehnlich; aber die holländischen Magistratspersonen, die an der Brust dieser Themis saugen, können über die andern europäischen Juristen als über verhungerte arme Schüler lachen. Es wäre decent, glaube ich, wenn der Rotterdamer Magistrat eine Auflage zur Anschaffung eines züchtigen Schleiers für diese Themis ausschriebe; denn was man den leichtfertig hin und her flatternden Mädchen, die ich in der Dämmerung hier sah, verbieten will, wenn die strenge Göttin der Gerechtigkeit sich so viel erlaubt, ist nicht wohl abzusehen.

Eigentlich war es unrecht, dergleichen in den Rahmen meines Bildes zu bringen; doch wird es vielleicht nur dadurch zu einem Genrestück ächter Gattung.

Ich ließ mich jetzt auf die schönsten Grachten führen, d. h. in diejenigen Straßen, die von breiten Kanälen wie von Meeresarmen durchschnitten sind. Rotterdam kann ein deutsches Venedig genannt wer-

den. Doch ist mehr festes Land daselbst als in der Lagunenstadt. Ob aber der Anblick des großen Kanals, der sein römisches S durch diese zieht, imposanter ist als die prächtigen, breiten, mit grüner Fluth gefüllten Arme des Rheins, die mit zahllosen Schiffen bedeckt sind, und deren Ufer durch die schönsten Alleen alter Linden, hinter denen stattliche Gebäude emporragen, geschmückt werden, das ist eine Frage, deren Beantwortung nicht in den Grenzen meines Rahmens liegt.

Seht aber her, Besucher meiner Galerie. Hier stelle ich Euch auf einen Punkt, wo Ihr in drei Grachten zugleich hinabschauen könnt. Welch ein Wald von Masten, umschattet von tausend glänzenden Segelsittigen! Welch ein wogendes Blumenbeet von flatternden Wimpeln! Die Flaggen Hollands, Englands, Frankreichs wehen eifersüchtig nebeneinander; die stolzen Reichstädte Hamburg, Lübeck und Bremen prangen mit wohlgerüsteten Fahrzeugen; Rußland und Neapel verkehren täglich in diesen Häfen, und die Schiffe aus dem mittelländischen Meere bringen die Südfrüchte heran, die die bärtigen Seefahrer der Ostsee abholen. Was sind das für stattliche Gebäude mit drei hohen Masten und dreißig schwellenden Segeln, die eben majestätisch den Strom heraufkommen? Ostindienfahrer! — Dort flattert auch die sternbesetzte

Flagge Amerikas neben der dunkel wehenden Scandina viens! Jener Portugiese liegt neben einem Schweden vor Anker, das Fahrzeug aus Valparaiso schaukelt sich neben einem leichten Sicilianer, jener hochmüthige Spanier will dem Mexikaner nicht weichen, der in seiner frischen, republikanischen Jugendkraft den Vorrang ertrogen will.

Auf den Wellen der breiten Ströme die Fahrzeuge aller Handel treibenden Nationen; an den Ufern das Wogen aller Trachten und Sprachen derselben durcheinander. Hier flucht ein Britte Goddam, dort ein Malteser per Christo, ein Spanier Caraccho; ein Deutscher wirft ein bescheidenes Schwere noth dazwischen, ein Holländer schnupft dazu eine Prieße Macabab, bläst den Dampf seiner Pfeife kühl in die Luft, und spricht phlegmatisch: Wat de Deibel!

Die Wolken theilen sich; die Sonne wirft glänzende Strahlen in das Gewühl auf den Quais. Die Wipfel der prächtigen alten Linden schimmern golden, röthlich; die Prachtgebäude an den Ufern werfen den Strahl aus ihren großen Spiegelscheiben zurück. Schöne Frauen lehnen sich in die Fenster und schauen behaglich auf das Getreibe unter ihnen herab. Blumen schmücken die Altane; Hortensien prangen überall.

Plötzlich ertönt ein Kanonenschuß; ein Indienfahrer giebt das Signal seiner Abfahrt. Die Volks-



masse drängt sich, um ihn stolz durch die Reihen der übrigen Fahrzeuge dahinziehen zu sehen.

Welch ein Jubelgeschrei! Was bedeutet die schwarze Wolke dort, die sich schwer um die Segel und Masten wälzt. Und dort eine zweite, als rauchten hier die Essen Vulkans aus zwei Schornsteinen. Es sind Dampfschiffe; jenes kommt aus den grünen Bergen den strömenden Rhein herab, dieses naht sich aus der Themse, wo es noch gestern seine Rauchsäule emporsteigen ließ. Die beiden rastlosen Meerwanderer grüßen sich mit freudigem Zuruf als alte Bekannte, die einander in der Arbeit ablösen. Denn morgen schon brausen die Räder jenes Fahrzeuges den Wellen des Rheines entgegen, und dieses rauscht wieder in die grüne Nordsee hinaus, um das freie England zu begrüßen. — —

---

## Zweiter Rahmen.

### Ein Abend in Rotterdam.

Die Sonne ist hinter die Häuser getreten. Es fallen lange Schatten über den Quai; die hohen, zahllosen Schornsteine ragen schwarz in den glühenden

Abendhimmel. Nach und nach legt sich der graue Schleier der Dämmerung über das Gewühl, und es wird stiller und stiller; in Kurzem ist es wie ausgestorben. — Der Mond hebt sich am Horizonte empor und zieht ein breites Silbernes über die Wellen. — Jetzt liegen alle Schiffe mit fast wagerechten Segeln still auf dem Strome, und kaum deutet uns hier und da ein glimmendes Lämpchen an, daß sich lebende Wesen darauf befinden. Die Käufer und Verkäufer, die Rheber und Schiffskapitane, die Matrosen und Lastträger, alles ist wie verschwunden, und der breite Quai die öbste Gasse der Stadt. Selbst die herrlichen Läden, in denen hundert Gasflammen die Stoffe und Kunstzeugnisse Europas, Indiens, Persiens, Chinas, Afrikas und Amerikas strahlend erhellen, und wo wir hinter großen Spiegelscheiben alles von Gold, Silber, Krystall und schimmernden Steinen blißen sehen, selbst diese stehen jetzt leer, und ihre Pracht erscheint öde, todt, wie eine ausgestellte Leiche in Festkleidern und mit Brillanten geschmückt.

Aber wäre Rotterdam um acht Uhr Abends wirklich todt? — Mit nichten, seht nur auf die Seite in meinem Bilderrahmen, wo ich Euch die Hochstraße, in der ich wohne, mit ihren abwärts von dem Damme in das flachere Land auslaufenden Querst Straßen male.

Schon auf dem Wege dahin streift ein hübsches, in weißen Sommerstoff leicht gehülltes graziöses Kind an mir vorüber und flüstert: „Mylord!“ Natürlich; denn ein Fremder ist gleich als solcher erkannt, und jeder Fremde wird hier zum Engländer, jeder Engländer zum Lord gestempelt. Da der Mylord nicht zieht, wird ein „Monsieur,“ und da dieser abprallt, ein „mein Herr“ daraus, der auch abblitzt. Nun so muß ich ein Mynheer sein, aber ein recht grober, der weiter geht. — Die Scene erneuert sich; bald zeigen sich Gruppen von Nymphen, die mich im Zaubergarten der Circe fesseln wollen, wo die berüchtigte Verwandlung nicht ausbleibt. Ueberhaupt wird die Straße lebendig.

Jetzt bin ich wieder auf der Hochstraße, und hier finde ich gegen die erstorbenen Grachten ein Wogen und Treiben, wie wenn ich aus einem einsamen Trauerhause in ein Hochzeitshaus getreten wäre. Müßige Spaziergänger, Gewerbetreibende, Käufer und Verkäufer drängen sich auf und ab wie auf der Kalverstraat, der lebhaftesten zu Amsterdam. Die Straße ist von zahlreichen auf derselben brennenden Gasflammen und von zehnfach zahlreicheren, die in der ununterbrochenen Kette von Läden zu beiden Seiten glänzen, tagshell erleuchtet. Durch die prächtigen

breiten Glashüren und Fenster blicke ich auch in das Innere der Kaufgewölbe. Hier ein Lager von Porzellan, als sollte das ganze chinesische Reich daraus versorgt werden, dort ein gleiches von Glas- und Krystallwaaren, welches den innern Raum des Gewölbes in einen Zauberpalast verwandelt. Weiterhin eine Purghandlung! Schmucke Jungfrauen Hollands, wie Ihr da seid, kommt herbei und stellt Euch in Reih und Glied, zu Hunderten, zu Tausenden, doch ist, ich wette mit Euch, für jedes hübsche Köpfschen ein zierliches Häubchen da! Und diese Masse von Shawls, Bändern, Florwolken, — rosa und blau, um einen ganzen Abendhimmel damit zu bedecken — Schürzchen, Lüchern, Fraisen, Spitzen — Brüssel ist ja so nahe! — Kurz, diese Masse von Allem, was nur je einen weiblichen Körper modisch verziert hat! — Neben diesem lustigen, buftigen Lager von Flor, Seide, Lüll und Frisgaze prangt ein desto derberes, schwerfälligeres von Eisenwaaren — Eisen genug, um eine Armee auszurüsten, eine Flotte zu bauen, so daß ein Solinger Fabrikant neben mir förmlich die Hände rang vor Jauchzen, daß es da war, und vor Verzweiflung, daß es die Solinger Lager so übertraf. —

„Aber mein Herr empfindsamer Reisender, Sie malen viel auf ein Genrestückchen in einem Rahmen!“

Ich könnte noch hundertmal mehr malen; allein ich will nur noch eine Partie des Bildchens ausführen, wodurch es, denke ich, recht ins Genre des Genre kommt. Hört die Musik, den Jubel, das Jauchzen der Menge! Blickt diese schmale, etwas dunklere Gasse hinunter, und seht, wie über jeder dritten oder vierten Thür farbige Lampen schimmern, und sich die Schaar des Volkes davor versammelt. Eine Draperie deckt den Eingang wie zu einem italienischen Kaffeehause; über derselben transparent erleuchtete Inschriften und Embleme, Blumenkränze, ein Mann, der ein Glas schwenkt, und Aehnliches; inwendig ertönt Musik, Gläserklang, Gesang, Jauchzen, Lärmen, Geräusch von Tanzenden. In der Thür das gepuzte Mädchen! Ei, ei, ein schönes Kind mit gemalten Wangen! Was mag sie wollen? Wer es nicht errathen kann, dem wollen wir es nicht verrathen. Sie winkt uns mit den Augen, mit der Hand! Ein ungeheurer Blumenstrauß ziert ihre Brust, die sonst ganz unverziert wäre, da so gut als Nichts sie bedeckt. Weiße Arme, ein voller Nacken! Prachtige Kleider! dazu die Musik, der Wein — was Wunder, wenn die Matrosen aller Länder, so gewandt sie sein mögen, an solchen Klippen scheitern?

Mit einem Worte, dies sind die berühmten Musikos, die wir schon in Amsterdam hätten besuchen

können. In einem solchen Musiko gibt kein Rang, kein Namen, herrscht jede Freiheit, aber keine Gleichheit, denn das Maafß des Goldes ist es, mit dem die Unterschiede sehr bestimmt gemessen werden. Der Matrose, der von Indien kommt, und in einem Tage seine ganze Löhnung für viele Monate empfängt, übermorgen aber vielleicht wieder in See geht, weiß sein Capital in der Amsterdamer Bank nicht so gut anzulegen, als in einem Musiko. Mit einem leinenen Säckchen oder einer Mütze voll brabantischer Thaler tritt er keck in den Saal, wirft ein halbes Duzend auf den Tisch, fordert Wein, Punsch, Confekt, ladet hübsche Mädchen ein, bestellt die Tanzmusik für sich besonders, kurz, spielt den großen Herren, so lange die Thaler reichen. Sein Capitain sitzt dicht daneben; aber die Subordination hat aufgehört, und die betheerte Matrosenjacke gilt so viel als die Capitainsuniform.

Ein überlustiges Leben herrscht daher in den Musikos; der Tanz dauert unaufhörlich fort, wenn ich als Zeuge einer halben Stunde eine gültige Stimme habe. Allein die Mädchen, die hier im raschen Schwünge gedreht wurden, blieben unaufhörlich auf dem Platze, und glühten, wie von einer Feuersbrunst angestrahlt. Soldaten, Seeleute, Elegants, Handwerker — Alles kreuzte durcheinander; natürlich, denn

die Liebe kennt nicht Rang noch Stand. Dazu der Dampf der Punschnapfe, des Glühweins, der holländischen Pfeifen — denn leichter geht dem Holländer das Feuer auf dem Herde für immer aus als das seiner Pfeife auf eine Viertelstunde, — das Jauchzen der Wein- und Liebefröhlichen, das Jubeln, Lachen und Kreischen der Mädchen, die verstimmten Geigen, die schmetternden Trompeten, die wirbelnden Paare im Tanzsaale — — — es ist genug, man kann in der Erinnerung schwindlig werden!

Mehr geht nicht in den Rahmen; es ist überdies Mitternacht, und um Mitternacht war auch zu Rotterdam Alles still und todt.

---

### Dritter Rahmen.

#### F a h r t n a c h B r e d a .

Es ist eine unbillige Forderung, die Leser empfindsamer Reisen gewiß nicht an mich machen, daß ich von Rotterdam nach Antwerpen fliegen oder springen soll; bietet gleich der Weg dahin einem Genrebildermaler nichts sonderlich Merkwürdiges dar, so läßt sich doch Einiges skizziren. Die Rotterdamer Dill-

gence geht unvernünftig früh für den Herbst, ich glaube um 4 Uhr, ab, wo es noch völlig finster ist. Dies ist freilich für manche Bilder das vortheilhafteste Licht, aber doch nicht für einen, der da erst malen will. Ich portrairte schlecht, sonst könnte ich hier ein herrliches Caricaturblatt liefern, von gähnenden, überwachenden und langweiligen Gesichtern, denen aller Lebensmuth bis zu dem Grade erloschen war, daß sogar die Pfeifen erloschen und kalt in den schief gezogenen Mundwinkeln hingen. Alle diese Physiognomien sahe ich bei schwachem Laternenschimmer; aber ich sahe sie nicht lange, denn ich war eben so überwachet von einem langen Abendgespräch und zu frühem Aufstehen, wie meine Reisegefährten, welche zum Theil die Nacht hindurch gefahren waren. Ein unangenehm kühler Wind und feuchter Morgennebel weckte uns. Es ereignete sich der höchst verdrießliche Umstand, daß ich — in der Welt 'hätte ich nichts so sehr — aussteigen mußte, weil das Ungeheuer von Diligence mit ihrer lebendigen Last befrachtet sonst nicht hätte in eine Fähre kommen können, um über irgend einen, ich weiß nicht welchen, der tausend Arme des Rheinstromes zu setzen, mit denen er diese Gegend, schon halb mit Seewasser untermischt, durchschneidet.

Dies begegnete uns noch öfter. Nach und nach



wurden wir durch das Aussteigen munterer, und schätzten der von breiten Wasserzügen belebten und erfrischten Gegend eine etwas lebhaftere Theilnahme. Ich male in meinen Rahmen besonders die schönen Glockenthürme ein, die wir in allen kleinen Orten, welche wir passirten, sahen. Was Kirchen und Thürme anlangt, so ist Holland darin überhaupt das reichste Land auf dem Continent.

Besonders, Leser meiner empfindsamen Reise und Beschauer meiner Genrebilder, ersuche ich Euch, den Hauptkirchthurm von Dortrecht wohl in Betracht zu nehmen, der sich ganz prächtig ausnimmt. Zumal aber von der Rückseite, vom Meere her. — Vom Meere? — Allerdings, denn hinter Dortrecht müssen wir den Anfang der berühmten seewischen Strömungen, hier die Dortrechter Kille genannt, passiren. Den unkundigen Reisenden überrascht dieser Zug des Bildes außerordentlich. Denn plötzlich sieht er sich am Meere, oder doch an einem meerähnlichen See, wo ein stattliches Dampfboot vor Anker liegt. Er schätzt das jenseitige Ufer wohl eine Stunde weit, und nach Norden hin sieht man kein Ende der Fluth mehr. Am ähnlichsten ist dieses Gewässer, dem Anblick, wie seiner Natur nach, unsern heimischen Haffs. Denn auch den Schiffen sind die seewischen Strömungen höchst gefährlich, und ich könnte

Euch von manchem furchtbaren Sturm und Schiffbruch erzählen, der sich in diesen seewischen Fluthen ereignet hat \*). Für jetzt lächelten sie aber nur, und spiegelten den blauen Himmel klar ab. Die Dilligence hielt; wir stiegen aus; es wurde eine Brücke geschlagen; der Wagen rollte ins Dampfschiff; wir trottirten nach; eine corpulente Dame glitt auf dem schlammig-fettigen, mit Steinen und Muscheln bedeckten Ufer aus und drückte eine doppelte Pantheons-Rundung im weichen Erdreich ab; die phlegmatischen Holländer ließen sie ruhig, ohne ihr Hülf zu leisten, wieder aufstehen und lachten ohne Hehl, da sie sahen, daß Alles ganz geblieben war; endlich hatten wir sämmtlich auf dem Dampfboote Platz genommen, die Schaufeln rührten sich — wir schwammen lustig hinüber nach Brabant.

Dies alles, denke ich, nimmt sich im Rahmen des Genrebildes sehr gut aus. — —

Meine Leser! die Sache ist jetzt von höchster Ernsthaftigkeit; ich muß vielleicht aus einem Genremaler

---

\*) Unter der Ueberschrift „Aus Heinrich's Denkwürdigkeiten“, Denkwürdigkeiten von großem Interesse, die ich in Holland gesammelt habe und vielleicht nächstens herausgeben werde, habe ich's bereits in meiner Zeitschrift „Berlin und Athen“ gethan.

ein Schlachtenmaler werden. Denn so wie wir den Fuß an Bord setzen, befinden wir uns auf dem Kriegstheater, zwar vorläufig noch hinter dem Hauptheere, aber doch auf dem classischen Boden des zehntägigen Feldzuges, der den Kriegsruhm der Belgier für ewig glänzend in die Tafeln der Weltgeschichte eingeschrieben hat.

Binnen zwei Stunden sind wir in Breda, dem Hauptquartier des Prinzen von Dranien. Hier kann ich, wenn auch kein Schlachtenstück, doch wenigstens ein militairisches zeichnen; denn auf dem Markte ist Parade der Holländer, und an der Hauptwache werden wir angehalten. Wer hier nicht mit einem Passe vom Prinzen von Dranien selbst versehen ist, wird nicht durch die Vorposten gelassen, sondern entweder zurückgewiesen, oder muß nach Tilburg wandern, wo der Prinz mit seinem Stabe liegt. So erging es zwei Hans Narren von Franzosen, die mich schon auf dem Rheindampfschiffe, dann in Eöln, hierauf in Rotterdam u. s. w. durch läppisches, lassenartiges Benehmen gedergert hatten, und denen ich trotz ihrer verduhten Gesichter, und obgleich ich die ganze Maßregel für höchst abgeschmackt halte, den Spaziergang von Herzen gönnte. Es ist nur einer von den Tugenden des holländischen Eigensinnes mehr, Belgien wie eine Art von verpestetem Lande zu behandeln, und trotz

dem, daß der Krieg nur nominell besteht, und eigentlich der vollkommenste Friede herrscht, allen Verkehr zum Schaden der beiderseitigen Bewohner völlig zu hemmen. Denn erst seit drei Wochen konnte man die Straße über Antwerpen überhaupt passieren, doch nicht ohne eine Menge von Formalitäten; — aber nur holländischer Seite, denn die Belgier, so wenig ich ihnen sonst den Betnamen vernünftig geben möchte, sind es hierin und legen einem mit geordneten Pässen reisenden nichts in den Weg.

Ist das aber Genrebilder-Stil? Oder Schlachtenmalerei? Diese breite Reisebeschreibung = Ganzleischrift?

Geduld; ich bin am

### Vierten Rahmen.

Landschafts- und Genrestück von Breda  
bis Antwerpen.

Wir sind nun schon in Brabant, und Alles bekommt einen andern Anstrich. Das Frühstück in Breda hat schon mehr einen flandrisch-französischen, als einen holländischen Charakter; der Kutscher, mit dem wir zu einer Fahrt nach Antwerpen gingen,

prellt uns schon ächt französisch durch allerlei Klun-  
kerelen und Halbwahrheiten, auch hat er bereits eine  
blaue Bluse an.

Inzwischen sitzen wir doch bald in einem guten  
Wagen, zwei österreichische Capitaine (Bianchi, Ita-  
liener), ein Herr Smidt aus Brüssel und der Em-  
pfindsame. Es geht rasch vorwärts. — Alle Teufel!  
Nimmt denn der Pflasterdamm kein Ende? Wir  
sind ja schon eine Viertelstunde von der Stadt?

„Was Pflasterdamm? Wir sind in Brabant,  
mein Herr! Dies ist eine brabantische Chaussée, die  
läuft so durchs ganze Land. Die holländischen Klin-  
kern haben ein Ende.“

Nun, den belgischen Chausséeengeschmack lasse ich ih-  
nen gern. Grob behauene Steine, wie unsere nach  
Lütticher Art gepflasterten Straßen, auf denen der Wa-  
gen schwer, unausstehlich rasselnd, dahinrumpelt, und  
der Roth bei nassem Wetter gräßlich ist. — Es lebe  
Holland! — Aber was ist das? Welch ein un-  
söhnliches Haus, nur mit Stroh gedeckt, schmutzige  
Fenster!

„Ei, mein Herr! Die reinlichen, saubern hollän-  
dischen Häuser haben hier ein Ende; so lebt  
und wohnt der brabantische Bauer.“

Sehr schön! Holzschuhe, wie die Blockräder, blaue  
schmutzige Blousen, rothe Galgenstrickhalstücher um

die Kehle, graue Suroeln, ein erdfahles Gesicht — prächtige Figuren zu einer Genremalerei.

Halt!

Was soll das?

Hier ist die holländische Vorpostenkette, wir sind zu Grootzänder (Grootzänder), hundert Schritt von hier ist das belgische Territorium. — Die Pässe heraus. — Visitation, Confrontation, Ocularinspection, Examination, — endlich Absolution. — Vorwärts; wir fahren weiter.

Halt!

Zum Henker, was stört mich denn nun wieder im Malen!

Dies ist der belgische Vorposten. Abermals Visitation, Confrontation, Inspection — kurz lauter tion-tion-tion. —

Gott sei Dank! Nun hat Alles ein Ende. Wir sind glücklich über die Feindseligkeitslinie gekommen, ohne in ein Tiralleurgefecht zu gerathen. Und doch stand rechts am Wege eine Kanone, und auf jeder Anhöhe von drei Zoll ein Posten mit geladenem Gewehr. — Dort steht das erste acht belgische Wirthshaus. — Vom Wirth bis zum Stallknecht lauter blaue Rücken, d. h. Röcke, nämlich Blousen. Die Kinder an der Brust der Amme haben schon Holzschuhe an. Der „Mynheer“ hat sich in einen „Monsieur“ ver-

wandelt. Das Französische ist aber etwas lendenlahm, weil es immer durch den Koth des belgischen Patois waten muß, welches das Volk redet, oft ohne nur Französisch zu verstehen. In Holland kocht man kein Fleisch, alles wird gebraten; hier steht die Marmite schon vom frühen Morgen an am Feuer, und aus einem kleinen Fleischstückchen wird eine mächtig lange Bouillon — so breit und tief wie die Schelde, — gesotten, mit einem Acker voll Wurzeln und Kräutern, und einen Bäckerladen voll schwammigen Brotes.

La soupe fait le Soldat!

Ei! Ich kann eine Reihe artiger Landhäuser in meinem Bilde anbringen. Gott sei Dank, vernünftige Fenster, mit Flügeln zum Deffnen, nicht wie die verkehrten, schwerfälligen holländischen zum Emporschieben, die dem Hinauschauenden, der sich bücken muß, wie einer, der hingerichtet werden soll, gleich der Guillotine über dem Nacken hängen, und daher auch schon Manchem, wenn nicht den Kopf, doch die Hände abgequetscht haben. Nicht zu gedenken, daß diese Fenster kein Deffnen des obern Theiles zulassen, mithin ein Zimmer nie ordentlich gelüftet werden kann. Man sollte meinen, so in die Augen fallende Nachtheile müßten eine Aenderung erzeugen; allein eigen sinniges Beharren beim Alten, ja beim Unmöglich-

chen, ist der Charakter des Holländers nicht nur in der Politik, sondern auch im Leben. Es sei so verkehrt, so thöricht es wolle; ehe er einräumt, daß es bei andern Völkern besser ist, und er von diesen lernen kann, behält er lieber die schlechtesten Einrichtungen und Sitten bei. Ja, will ein einzelner, vernünftiger Holländer das Bessere, so opponiren sich ihm ganze Gewerke, und erklären, sie arbeiteten nicht nach dieser Neuerung. Deshalb ist der Holländer auch gegen alle Eisenbahnen; es ist wahr, seine trefflichen Chausséen und Kanäle entschädigen ihn einigermaßen, und die Verbesserung würde bei ihm und den kurzen Entfernungen nicht so wesentlich sein, wie in andern Ländern. Die Hauptursache, weshalb sich die Masse opponirt, ist jedoch die, daß die Belgier zuerst eine Eisenbahn gebaut haben. Man muß hören, wie verächtlich, herabsetzend, bespöttelnd die Holländer von diesen Anlagen reden! Allein, meine Herren, die Eisenbahnen sind wunderliche Heilige! Sie befehlen uns wider Willen. Selbst der Absolutismus kann sich ihnen nicht widersetzen, obgleich sie, so gewiß wie zwei mal zwei vier ist, den Liberalismus-Höllengeist ins Land führen werden. — —

D über den Pinsel, der immer den Pinsel aus der Hand legt, über sein Gewinsel und Geschwätz!

Nur Geduld, ich male hier gleich ein artiges bel-



gisches Wirthshaus her, wo Offiziere und Soldaten im Quartiere liegen. Es steht zwei Stunden von Antwerpen. Die Offiziere in offenen Ueberrocken, ganz französisch uniformirt, sitzen vor der Thür; einer liest den Constitutionnel, der andere trinkt einen Schoppen Wein, zwei spielen Domino, ein dritter trillert eine Ariette und schäkert mit der artigen Kellnerin. — Ei, das lasse ich mir gefallen! Ein zierliches Häubchen, ein Ländelschürzchen, ein seidenes Tuch lose in einem Knoten um den Hals geknüpft, ein gewandtes, fast muthwilliges und doch bescheidenes Benehmen — ach — das gefällt mir besser, als die phlegmatischen holländischen Figuren, die zwar oft sehr hübsch, aber so kalt, oder vielmehr so träge lau sind, daß man glaubt sie hätten am ganzen Körper kein eigliches Fleckchen, — nicht einmal die Fußsohle.

Einige Unteroffiziere und Soldaten, die seitwärts mit einem an eine Schnur gebundenen Pfeile nach einem Ziele schießen, gehören mit zu der Gruppe, die äußerst beweglich und laut ist, und ungemein viel lacht.

Warum ich dies Alles so im Detail ausmale, und meinen Pinsel dem Vorwurf der Denner'schen mikroskopischen Kleinrämerei aussetze, statt freie, feste Striche zu machen? — Ich will es Euch sagen, Beschauer, die Ihr vor meinem vierten Rahmen

steht: damit Ihr sehen sollt, daß man mit einer halben Tagereise hundert Meilen von Holland entfernt ist, daß man binnen einer Stunde gewissermaßen wie in das Herz Frankreichs versetzt worden ist, wo sich die Sitte und das Leben völlig zum Gegentheil von dem holländischen gestalten. Wenn das schon hier an der Grenze zu sehen ist, wie soll es im Innern aussehen? Wie sollte es möglich sein, zwei so völlig divergirende Nationalcharaktere an einen Regierungswagen zu spannen, und säße der geschickteste Führer darauf? — Wahrlich, ich bin überzeugt, Holland hat das Gute gewollt, das Bessere eingesehen; allein der starre, eigensinnig am Alten, Hergebrachten festhaltende Charakter der Holländer hätte sich um und umkehren müssen, um dem Belgier erträglich zu werden. Hier war keine Schuld, sondern nur eine Unmöglichkeit! Die Ursachen zum Zwiespalt lagen tief da; die Veranlassungen waren freilich größtentheils gemacht, vom Zaun gebrochen, erheuchelt, und darum hat sich Belgien auch in vielen Beziehungen schwer selbst bestraft. — Doch das Alles gehört nicht in mein Gemälde, sondern erklärt und rechtfertigt es nur. —

Ich retouchire nun den Hintergrund ein wenig. Viel Waldung, Buschwerk, einzelne Häuser; lauter Flecken, die des Anbaues bedürftig erscheinen, und wo man sich anbauen möchte. Ein ebenes Land mit

schwerem Boden, und wie es scheint, mit guten Jagdrevieren. Allein die Dämmerung hindert mich, weiter zu malen, und ich höre daher auf, bis ich mich vor Antwerpen hinstellen und portraictiren kann.

## Fünfter Rahmen.

### Antwerpen.

Nun könnt Ihr auf etwas gefaßt sein, Beschauer meines Gemäldes! Hier ist Stoff, denn ich habe das alte, berühmte, reiche Antwerpen zu malen, das Antwerpen, welches durch die Belagerung im spanischen Kriege mit dem Ruhm Sagunt's wetteifert, das durch seine Kathedrale mit Straßburg und Eöln in die Reihen tritt, auf seinen Rubens so stolz sein darf wie Nürnberg auf seinen Dürer, Urbino auf seinen Raphael; das Antwerpen, welches durch Glanz und Reichthum im Mittelalter die Perle in der glänzenden Krone niederländischer Städte war, das Antwerpen, von wo aus Napoleon sogar das Pistol auf das Herz des großbritannischen Handels gespannt zu halten dachte, das Antwerpen, dessen Flammen noch jüngst

ihren Feuerschein über den ganzen verfinsterten Horizont Europas warfen, und in deren Glanz ein greiser Held unsterbliche Lorbeern auf die gebleichten Locken drückte. — Wir wissen, daß die prächtige Schelbe ganze Kriegsflotten birgt, daß das ungeheure Becken des Hafens die Seemächte aller gebildeten Nationen aufnehmen kann, daß hier das große Aus- und Eingangsthor des Verkehrs für das Herz von Europa ist. — Welch ein Leben, Treiben, Drängen, Wogen, Brausen, Toben wird uns in diesen Gassen empfangen! Wie abenteuerlich großartig muß uns das Volksgewühl beim Schimmer tausender von Laternen, im Widerschein der prächtig erleuchteten Fenster und Läden, in den vom Verkehr fast gesperrten Straßen erscheinen!

Seltam! Wir sind doch nun schon längst durch die Außenwerke herein, wir fahren nicht mehr durch Vorstadtgassen mit kleinen Häusern, sondern ganz ansehnliche Gebäude, ja wahre Paläste fliegen am Wagenfenster vorüber. Und doch alles so still wie auf einem Kirchhof? —

Wir halten. — Hier? — In diesem öden Theile der Stadt? — Hier sollte die Diligence, in die wir von der Grenze an gestiegen sind, anhalten?

Es hat geregnet. Das wird die Antwerper in den Häusern halten; sie scheuen schlechtes Wetter. —

Aber die Läden könnten doch noch offen sein; es ist ja kaum acht Uhr? —

Der Oct, wo die Dilligence anhält, sieht aus wie ein heruntergekommener, vormal's großer Gasthof. Ein öder Flur, eine spärlich brennende Laterne, einige zerlumppte Faquinos, die das Gepäc auf Karren laden. Wir sind froh, endlich fortzukommen nach dem Hotel St. Antoine an der place verte. Unser Weg führt durch einige breite, schöne Straßen, aber so todt, so verödet, als wären alle Bewohner geflüchtet, oder die Stadt durch eine große Pest ausgestorben. Sogar Potsdam, das öde, langweilige Potsdam, voll bettelarmer und bettelstolzer pensionirter Generale und Hofschranzen, sogar Potsdam, dieser wahre Sammelplatz aller preussischen Don Quixote's di Colibrados, ist an einem regnerischen Winterabend belebt gegen die Gassen von Antwerpen um 8 Uhr, im September, nach einem warmen Tage, an dem es zwar stark geregnet, aber doch schon längst aufgehört hat. — Welch ein Gegensatz zu dem kolossalen Leben in Rotterdam, das mir noch mit den frischen Farben des Gestern vor der Seele steht! —

Im Hotel St Antoine indessen befinden wir uns vortrefflich. Es hat keinen Wirth, sondern eine Wirthin, eine angenehme Frau von etwa vierzig Jahren, zierlich, reinlich, ja elegant; nur etwas kalt vornehm,

nicht die wohlthuende Zuvoorkommenheit deutscher feinerer Gastwirthe. Wir treten in einen großen, glänzend erleuchteten Hof. Von hier aus gehen die Thüren und Treppen zu den einzelnen Zimmern hinauf; die ganze Mauer ist mit Klingeln bedeckt, unter denen die Nummer der Zimmer steht. Seltsamer Weise scheinen von dem Speisesaale aus keine Corridors zu den Zimmern zu führen, sondern man geht mit den Lichtern quer über den Hof. — Ein schönes Eckzimmer, dessen Fenster nach einer Straße hinausgehen, die so todt ist wie alle übrigen, wird zu meiner Malerstube. — —

Ich gehe in den Salon, wo alles in bunter Willkür soupir, dinirt, Thee, Kaffee, Wein trinkt. Die Mittagszeit ist die einzige, wo man sich gemeinsam und geordnet zu Tische setzt, Abends herrscht Willkür, Anarchie.

Ich speiste indessen sehr gut mit einigen französischen Architekten, von denen der eine, ältere, eine so spige Nase hatte, daß ich fürchtete, er werde die Schnepfen damit aufspießen, auf die sein begieriger Blick sich unverwandt geheftet hatte.

Dies sind aber alles die Nebenpartien meines Bildes, die ich nur deshalb so ausführte, weil die Hauptpartie leider nicht in ein günstiges Licht zu

setzen ist, wegen eines grauen Regentages, der Nachmittags zu einem wahrhaft strömenden wird.

Nach einer Nacht des besten Schlafes in den unübertrefflichen elastischen, breiten, französisch-niederländischen Betten (es geschieht nur aus Stil-Rücksichten, daß ich nicht noch ein Duzend Adjectiva, wie reinlich, leicht, geschmackvoll, gardinenbeschirmt u. s. w. hinzufüge) erhob ich mich ziemlich früh, that einige skizzirende Striche in meinem Reisezeichenbuche — es ist das, was dem Leser jetzt gedruckt vorliegt, also eine Federzeichnung — und machte mich dann mit einem Lohnbedienten auf, um alle malerischen Punkte Antwerpens aufzusuchen, und sogleich unter meinen Rahmen zu bringen.

Schon aus dem ersten Theile weiß man, daß ein empfindsamer Reisende kein gelehrter ist, und man sich bei ihm vergeblich über das Rath zu erholen suchen wird, was ein solider Voyageur für sein Geld sehen will, wenn er sich einmal auf die Schnellpost gesetzt hat.

Ich sah das freilich Alles auch, und will es auch hier in den Rahmen meines Bildes bringen, aber so in den Hintergrund, daß ein mystischer Nebel darüber hinzuziehen scheinen soll.

Jeder Reisende wird, wie ich, die St. Jakobs-Kirche besuchen, wo sich die Rubenskapelle, funfzehn

Jahre vor dessen Tode erbaut und mit einem von ihm gemalten und geschenkten Gemälde geschmückt, befindet. Dieses stellt das Jesuskind dar, wie es dem heiligen Hieronymus gebracht wird; der Meister selbst hat sich im Harnisch darauf abgebildet, nebst seinen Frauen und seiner schönen Muhme und Geliebten Kunden. Das Bild dieser letztern, bekannt unter dem Namen „der Strohhut“ (Chapeau de paille), war eines der berühmtesten Portraits von Rubens, und befand sich vor 12 Jahren noch im Besiz eines Herrn van Havre Steers, von dem es der berühmte Sir Robert Peel für 60,000 Fl. kaufte. — Die St. Jakobskirche hat noch eine große Anzahl herrlicher Bilder von Rubens und seinen Schülern, insbesondere van Dyk. — Eben so die Dominikuskirche, welche meines empfindsamen, aber durchaus nicht architektonisch gewichtigen Erachtens, die würdigste im Bau von allen Kirchen Antwerpens ist. In dieser Kirche wird viel gewallfahrtet, indem sie einmal zwölf große Bilder, die Leidensstationen Christi darstellend, enthält, die nicht nur als Gemälde, sondern auch als heilig und wunderthätig berühmt sind; und zweitens in einem anstoßenden Raum, einer Art von Hof, einen berühmten Calvarienberg besitzt, wo die Stationen durch Gipsbildsäulen dargestellt sind.

Man erwartet, daß ich jetzt in die berühmte Ka-



thebrale gehe und den 466 Fuß hohen Thurm derselben besteige; allein man irrt. Ich will dieselbe in den Vordergrund meines Bildes stellen, und male sie daher zuletzt. — Zuerst also, was ich undeutlich vorschimmern lassen will. — Dahin gehört das Museum, oder die Bildergalerie, zu der man durch einen alten Klosterhof eingeht, und sich dann in zwei kirchenartigen Räumen befindet (sie dienten auch ehemals zum Gottesdienste), wo die reiche Sammlung von Gemälden, fast alle aus der niederländischen Schule, aufgestellt ist. Hier ist die ächte Schatzkammer, das Sanktuarium, die heilige Bundeslade für die Aufbewahrung der Rubens'schen und van Dyk'schen Wunderwerke. Ich malte gern einige davon hier näher ab, allein es ist, — der elendeste Pfuscher von Maler weiß das — ganz wider die Aesthetik, ein Bild in einem Bilde zu malen.

Nest aber, Freunde, tretet vor meinen Rahmen, und sehet genau hin. Wir kommen ans Ufer der Schelde. Welche historische Erinnerungen begrüßen hier einen Maler und empfindungsvollen Reisenden! Dort unten lag die berühmte Schiffbrücke, durch welche der Herzog von Parma die Schelde gesperrt hatte; von hier aus trieben Gianibelli's Brandier den königlichen Strom hinab, um sie zu sprengen, was ihnen freilich nur halb für den Erfolg, aber doch ganz für

den Ruhm des Archimedes von Antwerpen, wie ihn Schiller nennt, gelang. Doch wir haben nicht nöthig, uns auf Ereignisse zu bestimmen, die vor 210 Jahren vorgingen. Die Gegenwart ist eben so mächtig! Auf diesem Strome lag die holländische Flotte, — dort erblickten wir die Citadelle, die Chassé vertheidigte, bis sie ein Steinhaufen war, — diese Quais, diese Straßen flammten in furchtbarer Feuerbrunst, daß die Schelde im Widerschein einem Lavaströme gleich — hier schmetterten die Kugeln ein, tobte verwüstender Kampf — jene Wellen theilten sich und bebten unter dem majestätischen Donner, der van Spyl's heldenmüthige That allen gesitteten Völkern des Erdballes verkündete, — auf diesem breiten, ebenen Strome schiffte Napoleon in einem kleinen Nachen und spähte mit dem Ablerblicke umher, wie er von hier aus seine alte Urfeindin, die freie Britannia, tödtlich ins Herz verwunden wolle! — —

Dort sehen wir die Werkstätte, wo er seine Donnerkeile zu schmieden gedachte! Es sind jene prächtigen Becken zur Ankerung der Schiffe, diese Wunder der Wasserbaukunst, welche er, wie Alexander den Damm gegen Tyrus, in die mit der See gemischten Wellen der Schelde thürmte, um von hier aus das unerreichbare England zu erschüttern. O, versunkene Herrlichkeit! O, untergegangene Größe! Mit wof-

dem trügen Schneekengange haben keine Nachfolger, gigantischer Mann, das weiter geführt, was du mit Blitzesschnelle des Gedankens und der That wie durch Zauberkrast entstehen liehest! Ihr Fördern gleicht einem Versumpfen und Einrosten, denn ihr Weiterarbeiten geht langsamer, als des fressende Nagen der Zeit, und so wird mehr des Vorhandenen zerstört und zu Grunde gerichtet, als des Neueren geschaffen. Der Schlag der Revolution, unvermeidlich, aber unselig, lastet vollends lähmend auf diesem Mittelpunkte zusammengedrängter Thatkräftigkeit. So sind denn diese Becken jetzt ein Anblick der Trauer; denn sie, die früher einen Wald von Masten der größten Kriegsschiffe zeigten, die im Sonnenstrahl ein ganzes Gebirg flatternder Schneegipfel von Segeln entfalteten, wo der Glanz der Kanonenmündungen sich tausendfach blizend kreuzte, wo kriegerischer und handelsthätiger Verkehr im brausenden Wettstreit die Woge des Meeres selbst übertönte — diese herrlichen Becken, jetzt liegen sie fast todt und verödet. Eine spärliche Reihe von Masten und Spiren zieht sich um sie her, wie eine kahle Hecke, der der Winter das Laub abgestreift hat; ein elender, kümmerlicher Verkehr herrscht auf diesen kleinen Schiffen; man sieht kaum einen Dreimaster, keinen Ostindienfahrer, kein großes Kaufschiff überhaupt mehr! Hier erkennt man mit

einem Blick; weshalb Antwerpen sich so widerstrebend der belgischen Bewegung angeschlossen, die nur aus dessen südlichen Provinzen erklärt werden kann; die Schelde ist die Pulsader seines Lebens, Holland durchschneidet sie, es welkt kraftlos dahin. Darum gestern diese todten Gassen, die sonst ein wogendes Gebrause, mächtiger als das in Rotterdam, erfüllte; darum auch heute jene öde Stille, jenes Schweigen großer, spärlich bewohnter Paläste; darum dieser Verfall im Hafen und in den Hafenbecken, diese als neue Ruinen bestehende Entrepotgebäude, innerlich unvollendet, die Fenster mit Brettern verschlagen, der unheimliche Anblick eines stockenden Baues, weil der Goldquell, aus dem er auftauchen muß, aufgehört hat zu fließen. — —

Mein Cicerone war zugleich ein Cicero der alten Zeit und der neuen Schrecken. Er schilderte mir, was Antwerpen vor Napoleon gewesen, was es unter ihm geworden, nach ihm geblieben, und wohin es seit 1830 gerathen war. Alle seine verworrenen Reden waren jedoch nur ein Wiederklang, oder trüber, aber wahrer Spiegel der Gegenstände um uns her; diese aber sprachen lebendiger, und so gleiteten die Worte an dem Ernste der Gedanken und Empfindungen ab, obwohl sie denselben entsprachen.

Doch halt! Eins ist Dir geblieben, du alte berühmte Stadt, du Stolz flandrischen Reichthums, belgischer Betriebsamkeit, niederländischer Kunst. Außer den beweglichen Denkmälern deines Rubens, die dir ein Eroberer durch Truppen, ein reicher Engländer (wie Robert Peel den Strohhut mit Anna Lunden's lieblichem Gesicht) durch Gold entführen kann, besitzest du eins, das dir niemand entführt, auch nicht die Zeit, wenn man ihren langsamen Verrath durch ausbauernder Widerstand entkräftet. Das ist deine Kathedrale, die dritte im Bunde der höchsten Thurmwächten Europas, welche (St. Peter, der Münster zu Strassburg und der Dom zu Antwerpen) die Durchschnittslinie von dem mittelländischen Meere nach der Nordsee bilden. Verblent aber ein solches Werk nicht einen eigenen, und zwar

### Sechsten Rahmen,

in den ich aber weniger die Ansicht, als die Aussicht, die der Thurm giebt, male? — Doch auch ein wenig von der erstern. Mein schönes Hotel St. Antoine giebt mir dazu den besten Standpunkt, denn jenseit des breiten Platzes — la place verte, aus den

Revolutionskämpfen merkwürdig erinnerlich — ragt  
 der mehr wunderliche, als wunderbare Thurm dicht  
 hinter einer Reihe Häuser empor, zu der man durch  
 ein kleines Gäßchen gelangt. Ich muß dir, während  
 ich dich abzeichne, eine kleine Rede halten, berühm-  
 ter Thurm. Weshalb stehst du erstlich nicht auf dem  
 breiten freien Plage selbst, sondern ähnlich den meisten  
 deiner Collegen, auf einem von Häusern viel zu um-  
 schränkten Raume? Ist es doch ordentlich, als habe  
 ein Fluch bei dem Baue dieser mächtigen Könige der  
 Thürme des Mittelalters gewaltet, daß fast keiner  
 Raum genug in der Breite um sich her hat, für ihre  
 Höhe. Ihr Vorfahren, die Ihr so verschwenderisch  
 waret mit Kräften, Geld und Zeit, warum waret  
 Ihr so geizig mit Platz, daß man jetzt für den dop-  
 pelten Werth der Summe, die Kirche sammt Thurm  
 kosten, Häuser ankaufen muß, um die Engbrüstigkeit  
 zu heilen, an der alle diese Machtbauten leiden! Dir  
 sage ich das ganz besonders, Antwerpener Dom; denn  
 glaube nicht, weil etwas Raum um dich her ist,  
 das sei genug, es bedarf großen, sehr großen,  
 freien Raumes, und ich würde mich nicht damit  
 begnügen, den äußern Häuserring zu kaufen, sondern  
 dir einen Büchschuß Platz nach allen Seiten schaf-  
 fen (dreihundert Schritte wenigstens), denn das ist der  
 rechte Brennpunkt, in dem man Dich, den Dom zu

Edln, den Münster zu Straßburg, den Stephan zu Wien betrachten müßte, um Euch ganz Eurer würdig auf der Neghaut abzuspiegeln. So also setze ich dich in Gedanken, auch hier in meinen Rahmen, Thurm. — Im genaueren Zeichnen mißfällt mir manches an Dir, gemischter, wunderlicher Stil, Schnörkeln, kleinliche Theilung der Verhältnisse, doch im Ganzen wirkst du dennoch erstaunenswürdig, denn du bist hoch, reich, vielgezackt und durchbrochen. Bei Bauwerken ist, wie bei Bergen, zuvörderst die Masse die Hauptsache; sie wird ihre Bedeutung nie verfehlen, denn sie bildet das materielle Uebergewicht, ein Moment des geistig Erhabenen, weil sich daran die Macht schätzt und mißt, die das Werk gestaltete. Nächstdem kommt die Form in Betracht; ist sie nur nicht plump, so wird sie gleichfalls ansprechen, weil die zierliche Gestaltung großer Massen von einer leicht gehandhabten Beherrschung der Kraft zeigt, die uns ebenfalls fesselt. Ein krystallinisch regelmäßiger Bau, mit vielen Zacken, Durchbrüchen, Spizen, ist niemals häßlich, sondern läßt die schwerfällige Masse leicht, zierlich erscheinen, wie gezackte Fels- und Baumgipfel der Bergmasse Anmuth verleihen. Endlich ein reicher Bau beschäftigt den Verstand des Auges lange, wenn gleich der Reichthum ein wenig verwirrt ist, wie bei dir, Antwerpner Kiese. — Am schönsten ist's frei-

lich, wenn Einfachheit den Reichthum klar erscheinen, Verhältnißmäßigkeit die Massen verschwinden läßt — doch dies ist bei Antwerpens Kathedrale nicht der Fall. Auch buhlt sie nicht an Würde mit Eölns, Wiens und Straßburgs Domen — bleibt aber doch ein staunenswerthes Werk.

Zumal die Kirche, die ich jetzt auf die Tafel in meinem Rahmen tracire. Schade nur, daß sie wenig Ueberreste der Glasmalerei hat, und so im innern Raume kein dunkel-romantisches, sondern ein zu flach alltägliches Licht herrscht.

Aber doch weht uns ein Geist des Großen und Heiligen an, wenn wir in diese hochgewölbten Hallen treten. Er strahlt aus von zwei unsterblichen Gemälden, die zwei still waltenden Gottheiten ähnlich, feierlich hehr auf uns herabschauen. Es ist die Kreuzaufrichtung und die Kreuzabnahme von Rubens, zwar uneigentliche Namenbezeichnungen, aber die, unter welchen jene berühmten Kunstwerke allgemein gekannt sind. Schilbern werde ich sie nicht, es gehörte ein Winkelmann der Malerei dazu; doch wie sie zu mir gesprochen von ihrer ernsten Höhe, das darf, das muß ich weiter sagen. Sie reden wie Christus selbst, wie die erhabenen Wahrheiten des Glaubens, dessen symbolische Verkündiger sie sind. Der eitle Gedanke verstummt in der Brust vor ihrer ernsten



Stimme, die an die Nichtigkeit des Vergänglichen mahnt, die Unfehlbarkeit des Unvergänglichen ankündet. —

Der Blick, der gefesselt auf ihnen weilt, sondert uns, wie der brünstige Gedanke des Gebets, von der Außenwelt. Das Geräusch umher, die unruhige Beweglichkeit, die in den großen Räumen katholischer Kirchen herrscht, wird unsern Sinnen eben so wenig bemerkbar, wie den Betenden, die dort auf den Stufen der Kapelle, oder in jenen Beichtstühlen knien. Die Messe wird am Hochaltar gelesen; hier trägt man einen Sarg durch die Kirche, dem Leidtragende folgen; — dort kniet ein weinendes schönes Mädchen bei ihrem Rosenkranz und betet andächtig, vielleicht für den verlorenen Geliebten; — Fremde gehen leise über das Mosaikpflaster, im Anschauen des Gebäudes und seiner einzelnen Kunstwerke verloren; — ein stetes Kommen und Gehen, Geräusch, Musik, Glöcklein beim Messamt, Glockenschlag vom Thurme herab — und doch ein großartiges, stilles Sein, eine fühlbare Gegenwart des höheren Geistes, der in den hohen Räumen weht, und uns in reinster Erhabenheit aus den tiefsinnigen Kunstwerken anhaucht, die seinem Wirken in menschlicher Brust entsprossen sind. — —

Durfte ich aber wohl solche Gemälde in meinen Rahmen zu bringen wagen? — Ich zeige Euch nach

diesem in erster Dämmerung gehaltenen Vorgrunde, nach diesem kirchlichen Grabes- und Nachtstück, einen reichen, fernbeleuchteten Hintergrund, die Herrlichkeit der Welt, aber nicht ihre scheinbare, sondern ihre wahrhaftige, in der der Geist Gottes eben so erhaben, doch im blendenden Kleide des Lichtes wohnt. Dazu müßt Ihr aber wohlgezählte fünfhundert und vierzehn Stufen mit mir emporsteigen, die Euch auf die Galerie des Thurmes führen; um in die höchste Spitze desselben zu kommen, hätten wir noch bis sechshundert und sechszehn weiter zu zählen, und stünden dann 466 Fuß hoch über der Sohle des Kirchenschiffes, oder der place verte, die mit dem Hotel St. Antoine zu unsern Füßen liegt. Wir begnügen uns mit den 514 Stufen und 384 Fuß (fast vier Mal die Schloßhöhe Berlins), auf der wir jetzt stehen, weil sich von hier das Bild, das ich in meinen Rahmen passen will, am besten ausnimmt.

Mit Sonnenschein und helterm Himmel kann ich's nicht ausstatten, denn düstre Regenwolken ziehen über den Horizont, und der graue, aus Regenstrahlen gewebte Schleier läßt die Landschaft mit ihren Farben nur durchschimmern. Dennoch, welch ein reicher Ueberblick. Ein kreuzendes Gewebe von Straßen und Plätzen zieht sich zunächst unter unsern Füßen hin, und wir sitzen im Mittelpunkte, wohin alle Fäden zusam-

menzulaufen scheinen. Nur einige einsame Nachbarn haben wir, die sich ganz nahe zu uns herüber zu neigen und ein ernstes Wort sprechen zu wollen scheinen. Es sind die Thürme und hohen Giebel der prächtigen Nachbarkirchen des heiligen Jakob und des heiligen Dominicus; die uns hier wunderbar näher gerückt erscheinen, hervorragend wie Bergkolosse über dem verworrenen Meer von Dächern und Giebeln. — Wie zwei große finstre Metallspiegel liegen die beiden Becken mit ihrer Schiffsumkränzung unter uns; ach, nur ein heller Himmel und Sonnenschein, sie müßten wie zwei Silberplatten glänzen, oder dunkelblau und milbleuchtend wie Seen von Lasur mit flimmernden Goldpunkten auf den Wellenbrüchen! Das ist die Schelde; nicht wie ein Band, nein, wie eine breite, mächtige Wasserstraße zieht sie sich zwischen der Stadt und den jenseitigen Forts hin. Hier steht sie besonders majestätisch aus, weil sich ihr Kommen und Gehen in graues Nebelgewölk verliert, wo wir nur noch die dunklen Umrisse eines Schiffes oder Thurmes erkennen. So gleicht sie einer Tochter der Wolken und Dünste, die sich dahin wieder verliert, woher sie stammt. In breiter, ruhiger Strömung gießt sie ihre Wellen dahin, und trägt das Heer der Schiffe mit einer fast verachtenden Leichtigkeit. Warum, Freunde, kann ich nicht jetzt die Wolken theilen, die

Sonne klar und majestätisch leuchten und die holländische Flotte mit allen strahlenden Segeln heranziehen lassen? Und wenn sie vollends sich der Stadt, den Quais gegenüber vor Anker legte, die tausend Metallrachen brüllend öffnete, Blitze, Dampf und Eisenspläne, die Wälle, die Dämme, die Schiffe, die Baarenpaläste, die Prachtgebäude der Quais in Staub und Asche stürzte, daß Rauchwolken und Feuerzungen hoch empor wirbelten, und der Höllestrom von Dampf und Funken wie eine Riesenschlange über die Stadt zöge, und sich sogar um diesen Thurmcoloß ringelte und bis zu uns hinaufbäumte — — wenn dies aber geschähe, würde es denn ein anderes Schauspiel sein, als das furchtbare, welches die letzten Jahre dieser unglücklichen Stadt gegeben, und das so manches Auge von diesem Thurm Gipfel bebend mit angesehen hat? Aber es steht beides nicht in meiner Macht, Ihr Beschauer meines Bildes! — —

Nichts kann ich Euch zeigen, als die scharfen Linien der Citadelle, und die neuen, auf dem Schutt der alten aufgebauten, Kasernen darin, die dort zur Linken über dem Theater hinweg liegen. Seht Euch den Fleck nur an; der alte Held Chaffé hat dort gestanden, und sein grauer gebückter Kopf neigte sich wohl der Macht der Jahre, aber nicht vor den überhin saufenden Kugeln. Er sah mit blitzenden Augen

umher, und jeder Blick zündete eine Flamme begeisternden Muthes in der Brust derer an, deren rühmliche Pflicht es war, ihm zu gehorchen.

Seht nur zu, Ihr, die Ihr vor meinem Rahmen steht; selbst wenn der Nebel die Schönheit der Aussicht hindert, es zeigt sich Euch doch noch Manches darin, was jedenfalls merkwürdig ist.

Und nun verweht der Wind die Dünste! Einzelne Sonnenblicke fallen durch; der graue Regen leuchtet golden in ihrem Strahl; hinter dem Wasserschleier liegt das sonnige Land, die Triften, die Felder, die waldigen Strecken, die leichten Anhöhen. Ein Stern von Landstraßen wirft seine Strahlen von allen Thoren her aus, und nimmt die Stadt in seine Mitte.

Überall rauchen die Nebel aus den Feldern auf; sie wogen und ziehen durcheinander; hier enthüllen, hier bergen sie uns die Ferne; jetzt führt der Nordwind sie weit hinaus der See zu, und wir folgen der Scheibe in unabsehbarer Weite, wo sie sich in Himmel und See verliert. Ein Schiff mit vollen Segeln nutzt den günstigen Wind und schwimmt stolz hinab; es taucht in eine Nebelwolke, es ist verschwunden, nein, es bricht wieder durch und leuchtet im Sonnenglanz. Im Hafen wird es lebendig; der Schiffer spürt den Wind in seinen Wimpeln und rüstet sich, ihn zu nutzen. Doch wehe uns! Er führt uns aus

Südwest dort ein ganzes Gebirge von schwarzen Wolken herauf, die wie Valkyren durch den Himmel stürmen, und sich über die Stadt zu wälzen drohen. Jetzt kommen sie heran; nun haben sie den Thurm erreicht; sie schlagen die nassen Flügel um unsere Wange, ein peitschender Regen erkaltet uns. — Verflucht! Meine Brille wird ganz blind! Ich bin der empfindsamste Reisende unter dem Monde, aber dabei male der Teufel weiter!

---

### Siebenter und letzter Rahmen.

Leser! Silberbetrachter, — vielleicht Silberstürmer oder Verflucher, wenn Euch die meinigen erst vor Augen gekommen sind, — ich hatte es noch schlimmer genug mit Euch im Sinn. Ich wollte Euch noch der Himmel weiß wie viel Reisesatyren, =Episteln, =Idyllen, =Jeremiaden, =Skizzen, Bilderrahmen et caetera, et caetera geben. Eine Reihe Eisenbahnbetrachtungen, Brüsseler Bilder (ich könnte sie Brüsseler Epiken nennen, da sie höchst elegant ausfallen sollen), Ardennenblicke, — Nacherer Babelbelustigungen, — Düsseldorfischer Kunstphantasieen — westphälische Schinken

und Göttinger Würste — Harztableaux — Blocksbergstänze, — Ebbeobachtungen, kurz, noch Schüsselfeln ohne Zahl wollte ich Euch vorsehen — und zuletzt mit einem Trunkte klaren Spreewassers schließen. Allein es ist unmöglich; zwei Bändchen soll ich contractlich nur liefern, und es würden drei, vier, sechs, wenn ich alles aus dem Reisekoffer holte, was noch darin steckt. Ich komme daher zum Schluß und setze das letzte Bild auf die Staffelei.

In seinen Rahmen fasse ich etwas, das heut alle Welt bewegt, und erwecke ich Euch durch meine Malerei kein Interesse, so thut es doch mein Stoff, — die Eisenbahn, oder vielmehr die Fahrt auf derselben von Mecheln nach Brüssel, die ich hier im ächtesten Genrestil darzustellen denke. Man gönne mir aber zuvor einiges ernsthafte Vorreden zu meinem Bilde, ungefähr wie ein Suckkastenmann es zu machen pflegt. Noch vor zwei oder drei Jahren gab es — einige kleinere, nur für einen bestimmten Geschäftsbetrieb angelegte Strecken abgerechnet, — nur zwei Eisenbahnen in Europa, die Liverpool-Manchester-Bahn und die von St. Etienne nach Lyon, von denen man hörte und sprach. Die letztere aber war gegen die ~~erste so ganz unbedeutend~~ da sie mehr für die Benutzung der Steinkohlenminen als für das Publikum angelegt ist, daß man unter der Eisenbahn doch ei-

gentlich immer nur den Weg von Liverpool nach Manchester bezeichnete, gar traurig eingeweiht durch den Tod eines großen Mannes, Huskisson, gewiß aber das sinnvollste Grab und Denkmal, welches einem Handelsminister gesetzt werden konnte. — Damals zwar sagte eine englische Zeitung: „Die Eisenbahn, welche dem Transporte ungekannte und unerhörte Mittel eröffnet, möge ein noch so vortheilhaftes Institut sein, doch war es zu theuer erkaufte mit dem Verluste eines solchen Mannes.“ — Diese Worte fand man schön, und damals wahr; ein Beweis mehr, wie wenig der Mensch große Ereignisse, die ihm nahe stehen, zu überblicken vermag. Huskisson war ein ausgezeichneteter, ein trefflicher, ein großer Mann; allein hätte er auch gelebt, bis die Altersschwäche seine Geisteskraft ent schlummern ließ, was würde er für die Welt, für Europa, ja nur für England zu thun vermocht haben, das der Wichtigkeit nur dieser einen Eisenbahn, die ihm den Tod brachte, auf die Dauer für sein Vaterland gleichläme? Einige gute Handelsseinrichtungen und Principien, die sich doch von selbst herausbilden müssen, hätte er um einige Jahre früher zu Tage fördern können; England wäre vielleicht schon jetzt um etliche gute Gesetze reicher, die nun erst in dem nächsten Jahrzehend erlassen werden; denn gute Gesetze gehen aus einem Bedürfnis der



Zeit hervor und sind also eine Nothwendigkeit, die zuletzt immer eintreten muß. Der, welcher sie giebt, aber ist meist nur der Operateur, welcher ein reifes Geschwür öffneth und somit die Beschwerde um einige Zeit früher lindert, als sich die Natur (und diese doch vielleicht noch zeitgemäßer und kräftiger) geholfen hätte. Ruhm und Ehre dem Verfechter der Handelsfreiheit, dem großen Huskisson! Allein seine Wichtigkeit für die Welt ist im Verhältniß zu der der Eisenbahnen so gering, daß schon heut, wo man die bevorstehenden Umwälzungen, die sie auf ihren pfeilschnellen Rücken herbeiführen müssen, nur ahnet, wo noch niemand sie, auch nur den größten Umrisen nach, geschweige im Einzelnen in ihrem ganzen Umfange, in ihrer unermesslichen Ausdehnung übersehen kann; daß, sage ich, schon heut tausend Männer wie Huskisson als ein unbedeutendes Moment gegen den einen Gedanken der Eisenbahn verschwinden, so daß man für jede neue Eisenbahn tausend Huskisson's opfern könnte und doch nicht zu theuer kaufte. Noch hat es im ganzen Buche der Weltgeschichte keine Erfindung gegeben, die dieser verglichen werden könnte, als die einzige der Buchdruckerkunst; der Compaß, das Schießpulver, die Dampfmaschine \*), alle sind sie

\*) D. h. diese an sich; denn in ihren ausgebehnten Folgerungen ist sie eben die Eisenbahn.

minder wichtig. Wichtiger war nur eine, und wird, ist sie möglich, nur noch eine sein; die erste war die Schifffahrt überhaupt, die aber so unscheinbar keimen mußte, daß sie mit der Ausbildung der Welt immer gleichen Schrittes fortgewachsen ist; die zweite wäre die der Leitung des Luftschiffes, oder die Kunst des Fliegens, wenn diese allgemein benützt und für alle zugänglich gemacht werden kann, gleich den Eisenbahnen. Der Weg, auf dem man die Eisenbahn verläßt, führt nur durch die Lüfte!

Andern Ortes habe ich vor, diese meine Ansicht von der Wichtigkeit der Eisenbahnen näher auszuführen; hier wollte ich nur mein Glaubensbekenntniß niederschreiben, damit es nicht zu spät komme, wenn, nach eingesehener Wirkung, jeder hinterdrein klug ist. Für einen empfindsamen Reisenden und Maler aber schicken sich dergleichen perrückenhafte ernste Betrachtungen nicht, und er hat hier keine andere Aufgabe, als das bunte Bild der Eisenbahn abzuschilbern, bevor es im Original vor den Augen der meisten seiner Landsleute steht, die Gott sei Dank jetzt recht ernstliche Anstalt machen, sich's überall in ihren Gesichtskreis zu rücken.

Schaut also nur zu nach dieser Vorrede, Ihr Verehrtesten!

Die Eisenbahn, welche, während Ihr dies leset,

zuverlässig schon von Antwerpen bis Brüssel läuft, lief damals nur von Mecheln bis Brüssel, fünf volle Meilen, drei deutsche Meilen. In Antwerpen aber war das Hauptbureau, und man erhielt dort einen Platz auf der Diligence und Eisenbahn zugleich. —

„Sie werden nach Brüssel reisen, mein Herr?“ fragte mein Lohnbedienter. —

„Allerdings.“

„Also mit der Eisenbahn?“ setzte er hinzu, weil schon niemand mehr anders reiste. Er ging und besorgte die Karte. Hier. Die Fahrt von Antwerpen bis Mecheln 3 Franken, die von Mecheln bis Brüssel auf der Eisenbahn 1 Frank. Die erste dauert drei Stunden, die zweite eine halbe Stunde, jene währt also sechs Mal so lange und ist drei Mal so theuer als diese. — Ich frage nach diesem ganz einfachen Sage, ob binnen hier und zwanzig Jahren die Eisenbahnen in Europa zu oder abgenommen haben werden?

Jetzt bin ich ein glücklicher Mensch. Ich habe alles gesehen, was ich in Antwerpen sehen will, alles gepackt, einen Platz bis Brüssel sicher — die Tischglocke läutet, ich kann ganz bequem essen, und dann eben so bequem abfahren, denn das Diligencebureau ist nicht hundert Schritt vom Hause.

Wäre auch die Tafel nicht so ausgesucht mit Austern, Garnalen (den feinsten Seekebsen), Hummern, saftigem Fleische jeder Art, Gemüsen, Geflügel, Pasteten und Mehlspeisen besetzt gewesen, es würde mir doch vortrefflich geschmeckt haben; und hätte dieses wahrhaft Lukullische Mittagsmahl auch mehr als zwei Frans gekostet, dennoch müßte ich es in jeder Beziehung höchlichst loben und anpreisen, wie überhaupt das ganze Hotel St. Antoine!

Aber das Mittagsmahl ist zu Ende, ich nehme von meinen Reisegefährten Abschied, werfe meinen Mantel um, nehme den Regenschirm in die Hand (denn es ist ein Wetter wie bei der Sündfluth) und gehe nach dem Diligencebureau. — Himmel, welch eine Schaar von Reisenden! Und das bei diesem Wetter! Ich habe einen Platz im Coupé (Cabriolet) bezahlt, allein dasselbe ist schon ganz besetzt. Ich protestire; mein Lohnbedienter hilft mir! Drei dicke Engländer haben das jus prioris geltend gemacht, aber mein schriftlicher Beweis, die Marke, hat eine gültigere Kraft. Die drei Usurpatoren verschanzen sich hinter der undurchdringlichen Mauer der Sprachkunde; selbst meine englische Anrede wollen sie, wegen mangelhafter Pronunciation, nicht annehmen. Endlich muß ich stürmen; ich schwinde mich voran auf die Sturmleiter (den Auftritt zum Cabriolet), der

Ephabediente macht meinen Regenschirm zum Entershaben und angelt den Rocktragen des Eck-Engländers! Der Conducteur unterstützt die symbolische Motion vom Bocke her, indem er dem nach der Entersseite schon merklich heruntergebogenen Engländer durch einen unter seinem Ellenbogen angebrachten Hebel nachhilft. So wuchten wir ihn aus, und er fällt mir fast wie ein Sturmbalken auf den Leib. Jetzt bietet er Capitulation an, und ich gestatte ihm freien Abzug mit seinem ganzen Gepäc; meinethalben auch unter kriegerischem Spiel, wenn er jemanden hat, der ihm etwas vorpfeifen will. — Aha! Er übernimmt's selber. —

Inzwischen habe ich die Ecke im Cabriolet besetzt und schütze mich bis auf den letzten Blutstropfen in meinem Posten zu behaupten. — Im Wagen geht's nicht besser zu wie im Cabriolet. Jeder hat sich den Platz nach Willkür gewählt! Eine entschlossene Kammerjungfer aber fällt den Pferden in den Bügel und schreit, sie werde den Wagen nicht eher abfahren lassen, bis ihre Gebieterin den ihr zukommenden Platz im Fond habe. Sieben Frauenzimmer unter breiten Regenschirmen liefern ein äußerst hitziges Vorpostengefecht, und das kleine Gewehrfeuer ihrer behenden französischen Zungen überknattert Sturm und Regen mit seinem Getöse. Mir ist bange, es

wird zum Handgemenge kommen. Doch die Uhr der Kathedrale schlägt drei. Es ist die höchste Zeit, denn die Eisenbahnfahrt wartet keine Minute, und es ist die letzte dieses Abends. —

Il faut partir Mesdames! ruft der Conducateur außer sich, da keine die andere einsteigen lassen will — il faut absolument partir!“ — „Oh ça, nous verrons, erwidert die entschlossene Kammerjungfer, il faut que Madame ait sa place! Nous verrons! — Madame will am Rechter Thore einsteigen, sie hat nur diese Preis voraus geschickt, um ihre Rechte wahrnehmen zu lassen. Der Conducateur schwingt sich auf den Bock und hebt die Peitsche; die Pferde rücken an, mir wird bange. Jetzt denkt das streitende Corps, ein schlechter Platz ist besser als keiner, und alle sieben wollen nun zugleich einsteigen. Sie verlieren Reisefäcke, Pompadours, Regenschirme; hat nichts zu sagen, besser diese bleiben hier, als wir. Zwei Packträger haben Erbarmen; sie helfen dem Streitenden Schönen auf den Tritt und stopfen sie wie Pakete in den innern Raum der Diligence; die vergessenen und verlorenen Sachen werden durchs Fenster nachgeworfen. Doch nicht allein an dieser einen Thür, auch an der andern, beim Hintercompé, vorn, um auf die Imperiale zu kommen, wird der Wagen wie eine erstürmte Festung erklettert.

Ich habe das Cabriolet, den theuersten Platz, bezahlt, um eine Aussicht zu haben, doch ich bin elend geprellt. Denn der Kutscher sitzt vor demselben ist gerade so breit wie der Sitz inwendig; drei Personen, der Conducateur, eine riesenhafte Fleischerfrau und der von mir belagerte Engländer, nehmen auf demselben Platz. Sie vermauern die Fenster so, daß man kaum ein wenig Licht durchschimmern sieht. Da, — o Himmel, schwingt sich auch noch die heroische Kammerjungfer hinauf und verlangt ihren Platz für sich. Im Wagen ist schon eine Person zu viel, draußen will auch noch eine auf den Schooß genommen werden. Der Conducateur und der Engländer theilen sich die Last, denn die Imperiale oben ist schon so besetzt, daß jedes plus eine Unmöglichkeit wäre. So vermauert denn der Rücken der Heroine die letzte Schießscharte, durch die ich einen Blick ins Freie werfen kann. Zwar bleiben mir noch die Seitenfenster, doch auf jeder Seite hängen als Franzen zwei Paar Beine, die in den schmierigsten und kothigsten Stiefeln stecken, die je über Steinpflaster gegangen sind, baumelnd herab, und drohen dem, der etwa vorwiegend den Kopf hinausstecken will, das Nasenbein einzuschlagen. Der abspritzende Koth von den Stiefeln hängt sich so an das Glasfenster, daß der Engländer mich bittet, die grünen Vorhänge zuzuziehen, weil

der Anblick ihm Ekel erregt. Ich meines Theils mache auch eine empfindsame Reise gerade nicht, um im Straßenkoth aufgeweichte Stiefelsohlen als Hauptpunkt der Aussicht zu genießen; somit willfahre ich seiner Bitte, und wir sitzen in einer grünen ägyptischen Finsterniß, wenigstens Dämmerung. Das ist der schöne Platz im Cabriolet! —

„Nein, es ist zu arg! Mit einer empfindsamen pathetischen Rede über die Eisenbahnen fängt dieses langweilige Kapitel, oder dieser breite Rahmen an, und nun sitzen wir hier und harren und harren, und auch nicht ein eiserner Nagel, geschweige eine Eisenbahn, oder ein Dampfswagen wird sichtbar.“

Geduld! Einen Augenblick Geduld, verehrte Beschauer! — Alles in der Ordnung.

Nachdem mein Auge sich an das Dunkel gewöhnt hat, erkenne ich, daß die halb auf dem Schooße des Conducteurs und Engländers sitzende militairisch entschlossene Kammerjungfer eine sehr hübsche Taille, aber eine miserable Position hat. Denn, das Unbequeme ihres Sitzes abgerechnet, strömt ihr der Regen von der Imperiale herab in den Nacken, und schlägt ihr von vorn her ins Gesicht. Doch sie fühlt nicht Sturm, nicht Regen, sondern im gerechten Zorn über die Unbill, die ihrer Dame widerfahren soll, steuert sie sogar noch ein murmelndes Donnern aus



eigenen Mitteln zu dem Wetter bei, aus dem ich nur die einzelnen Hauptschläge vernehme:

C'est insolent! Madame! Et dans ce fichu temps! C'est effroyable! Incroyable! Mais nous verrons! A la porte de Malines! Ah! Nous verrons! — Dabei wischte sie unaufhörlich den strömenden Regen aus dem Nacken, denn ihre Nachbarn wollten ihr zwar gern die Hälfte ihres Regenschirmes borgen, allein sie bekam von beiden hauptsächlich nur die Traufe, statt des Schuzes.

Ich konnte dieses Unheil nicht länger mit ansehen; die dünnen Röckchen der Jose mußten durchweicht sein, bevor wir das verhängnißvolle Wechler Thor erreicht hätten; ein verrathender Schluß unter der Taille, den das verschobene Tuch in ihren Gewändern entdecken ließ, zeigte mir das klare Hemdchen, und dies wurde vom herabträufelnden Wasser schon so naß, daß es die Haut rosig durchschimmern ließ. Ich beschloß daher Großmuth zu üben und tippte leise auf den angedeuteten Punkt. „Mademoiselle!“ rief ich dazu. „Monsieur!“ drehte sie sich etwas pikirt um, und schob mit der Linken ihre Gewänder zurecht. Der strenge Zorn in ihren Zügen schmolz aber in ein dankbares Lächeln zusammen, als ich ihr französisch sagte: „Sie haben keinen Mantel, mein zartes Kind, es regnet gewaltig, wir sitzen

hier im Trocknen, darf ich Ihnen den mehnigen anbieten?"

Monsieur, je n'ose pas accepter. — Indessen streckte sie dabei die Hand aus, warf den blauen Mantel über ihre Schultern, nickte mit vergnügt zu und hob dann das kleine Näschen doppelt hoch empor, als wollte sie sagen: Jetzt will ich mich erst entschlossen als Mann zeigen, da ich in Männertracht gehüllt bin. —

Und so geschah es, denn als wir das Thor erreichten, stand ihre Dame schon, von einer zweiten Dienerin, die ihr den Regenschirm hielt, begleitet, und harrete auf den Wagon. Dieser hielt, und mein Blaumantel (so nannte man die Zietzen'schen Husaren im siebenjährigen Kriege) commandirte entschieden den ersten Platz für ihre Herrschaft. Der Conducateur fürchtete sich in ihrer Nähe, und gehorchte. Eine Frau, die einer Fischhändlerin glich, mußte aussteigen, und konnte nun zusehen, wie sie fortkäme. Sie ließ ein Bèrergeschrei und eine Rouladenkette von terrible, affreux, insolent, impertinent hören, daß die Pferde beinahe scheu wurden. Als aber der Conducateur sich gar nicht darum kümmerte, sondern weiter zu fahren sich anschickte, kam ein anderer Kinnor von Adjectiven daran, wie incroyable, impossible, désespérant. Der Conducateur saß schon und nahm

die Peitsche. Jetzt stimmte sich die Conduiteur plötzlich ganz anders: O mon dieu! Ce serait une cruauté! Pitie! Ah que je suis malheureuse! So lauteten jetzt die Grundnoten des in moll variirten Themas, welches die Expulsierte vortrug. Sie verfehlten ihre Wirkung nicht, denn der gutmüthige Conduiteur zeigte auf die Imperiale und sprach: Voilà, sur le grand ballot là, il y a encore une place! — Dahin kletterte die Poissarde mit kläglichem Gewimmer, aber doch froh, nicht ganz zurückgelassen zu werden. Man sieht belläufig, es herrscht eine musterhafte Ordnung auf diesen belgischen Dilligencen. Nun ging's vorwärts — au grand trot!

Wahrhaftig, es war eine Art olympischen Wettkampfes; denn die versäumte Zeit mußte eingebracht werden, und das Hinderniß der tiefkothigen Chaussee forderte auch eine anstrengende Ueberwindung. Während wir hielten, waren schon drei Dilligencen an uns vorbei gejagt; etliche andere erreichten uns im Fahren; als ich den Kopf hinaussteckte, sah ich noch fünf oder sechs, eben so überladen wie die unsrige, uns nachfahren.

Wein Himmel! ist denn das Reisen nach Brüssel jetzt so im Schwunge? fragte ich den Conduiteur.

Seit der Eisenbahn, ja. Jetzt haben die Dilligencen gute Zeit. Es gehen zehn Wagen über-

fällt, wo sonst einer leer ging. Es ist aber auch ihre letzte Ernte, denn von künftigem Frühjahr an, wo die Bahn bis Antwerpen fertig sein soll, wird niemand mehr ein Pferd anzuspinnen nöthig haben. **Mais allons!**

Er peitschte die Pferde und wir jagten im Galopp durch ein Dorf. — Nach drittehalb Stunden erreichten wir Rocheln. — Der Regen strömte. — Wir hielten auf dem Markte vor einem Hause, wo so eben vier oder fünf Wagen eingetroffen waren, deren Passagiere ausgeladen wurden. Der Regen goß in Strömen herab! Dennoch stand eine Corona von wenigstens hundert blauen, schmutzigen Blousen und rothen Nacht- oder Freiheitsmützen um uns her, und umkreiste uns, wie die Raben einen Galgen. Wir hatten nicht Lust, aus unserm Cabriolet auszustiegen, bevor es nöthig sei, wußten aber doch nicht recht, was hier auf dem Plage mit uns geschehen sollte. Allein von allen Seiten sprangen die Passagiere aus dem Wagen, man lud<sup>7</sup> Gepäck ab, warf Kisten und Kisten herunter und hinüber in andere Wagen. Wir sahen einige derselben im gestreckten Galopp abfahren, und merkten denn doch endlich, daß hier etwas Außerordentliches vorgehe. Ich drängte also meine Nachbarn heraus, und sprang ihnen nach. Jetzt sah ich mich nach meinem Mantel um. Ja, die Heldin

war nicht zu sehen, und der Mantel auch nicht —  
verwünscht — wird man so belohnt in Belgien? —

Ich hatte indessen nicht Zeit, mich lange zu ärgern. „Eilig, meine Herren, wenn Sie mit der Eisenbahn fortwollen!“ rief man mir zu, „es ist die höchste Zeit!“ — Ein Bursche in einer blauen Blouse riß mir die Hutschachtel, die ich trug, aus der Hand, und commandirte. „Ici Monsieur!“ Wie der Blitz war er verschwunden, und ich, um nicht zum Mantel auch den Hut zu verlieren, mußte ihm nachsehen wie ein Windhund einem Hasen. Der Junge warf, ohne eine Antwort oder einen Befehl abzuwarten, meine Hutschachtel in einen der Wagen und rief nochmals: „Ici Monsieur!“

Ich wußte gar nicht, wie mir geschah; man wird wahrhaftig hier wie ein Poststück behandelt, und aus einem Raume in den andern geworfen, ohne nur ein *votum consultativum* zu haben.

„Wo ist mein Mantelsack?“ fragte ich. „Que sais je!“ rief der Junge achselzuckend. „Aber wo ist der Conducateur?“ Der Blousenjunge zuckte statt der Antwort wieder die Achseln, und streckte mir die Hand dar, um ein Trinkgeld zu empfangen. Ich stampfte mit dem Fuße, fluchte und suchte in den Taschen; indem rollte ein Wagen an mir vorbei und bespritzte mich über und über mit Koth; als ich mich wüthend

umsehe, ruft eine Stimme mir entgegen: **Monsieur! Monsieur! votre manteau** — weiter konnte ich nichts verstehen, denn der Wagen war schon auf und davon, und ich erkannte nur im Vorüberfluge die heroische Kammerjungfer, die mir eine telegraphische Depesche über das Schicksal meines Mantels zukommen lassen wollte, welche mich aber wegen des üblen Wetters nur halb erreichte; dafür erreichte mich jedoch die nicht in den geziemendsten Formen abgefaßte Petition meines blaublousigen Gläubigers desto bestimmter, und mit ihr zugleich der siebenstimmige Ruf aller Passagire des Wagens, in dem meine Hutschachtel saß: **Entrez, Entrez! nous partons!** Ich warf dem Jungen einen Frank zu, denn in der Eile konnte ich nichts Kleineres erwischen, und sprang in den Wagen, weil ich sonst allein in Meckeln geblieben wäre, ohne andere Mittel des Fortkommens, als vielleicht in den furchtbaren Regenströmen nach Brüssel zu schwimmen, die über das Pflaster schossen. So fuhr ich denn ab, unwissend, wohin mich mein Schicksal eigentlich führte, und unbelehrt über das meines Mantels und Mantelfackes. Ich hatte noch nicht recht Zeit gehabt, über alle diese Begebenheiten, die sich Schlag auf Schlag folgten, nachzudenken, als der Wagen wieder hielt, und mein Nachbar, ein alter Franzose, ausrief: **Voilà le chemin de fer!** Ich sah mich um, erblickte

einige neue steinerne Gebäude und einen schwarzdampfenden Schloß, und wiederum eine Legion blauer Blousen, die über die ankommenden Wagen herfielen und sie plünderten.

War es schon in Mecheln verwirrt zugegangen, hier ging es zu wie beim babylonischen Thurmbau. Auch herrschte eine ähnliche Sprachverwirrung, denn einer fluchte englisch, der andere befahl holländisch, der dritte exclamirte französisch, die Blousen räderten Ohr und Zunge mit flammländischem Patois, ich erklärte mich deutsch, oder vielmehr gar nicht.

Wir sprangen aus dem Wagen in tiefen Lehm und drängten uns in dichten Schaaren einer schmalen Brücke zu. Jenseit derselben war die Eisenbahn. So hätten wir denn endlich das Ziel erreicht; ich frohlockte innerlich darüber, daß ich zwar noch drei Meilen, aber doch nur 30 Minuten von Brüssel entfernt war. Plötzlich faßt mich eine energische Hand; es war die Jofe, die mir meinen Mantel brachte. Aha! dachte ich! Es findet sich Alles wieder, was einst verloren war; vielleicht auch der Mantelsack. Indessen so viel ich mich nach ihm umschaute, so viele blousenverhüllte Lastträger mit Gepäck an mir vorüber und mich umrannten, ich entdeckte nichts. — In Brüssel finden Sie Alles wieder, versicherte mich

der Conducateur der Eisenbahn; was in Antwerpen aufgeladen ist, kommt dort zum Vorschein.

In Gottes Namen, dachte ich, und suchte meinen Platz.

Vier Arten von Plätzen giebt es auf der Eisenbahn. Die theuersten kosten  $2\frac{1}{2}$  Franks; sie sind in den sogenannten Berlinnen, höchst eleganten Wagen, und werden nur von solchen benutzt, die sich isoliren wollen, als reichen Engländern mit ihren Familien, Prinzen, Sonderlingen u. dgl. m. Die zweite Gattung kostet  $1\frac{1}{2}$  Frank; sie heißt à la diligence, und man sitzt dabei in wohlgepolsterten bedeckten Wagen wie in unsern Schnellposten; die dritte Species kostet 1 Frk. (dies war die meinige) und benennt sich char à banc couvert. Ein Wagen mit sechs hölzernen Bänken, ohne Kissen; auf jeder Bank 4 Plätze, also in Summa 24. Auf dem Billet steht die Nummer des Wagens und des Platzes. — Der vierte Platz endlich kostet einen halben Frank. Er ist mit dem dritten identisch, nur daß die Wagen nicht bedeckt werden können, während der dritte Rang, aus dem ich zuschaue, mit Segeltuch gegen Regen geschützt ist. Dies war mir bei der absoluten Regierung, die Jupiter pluvius in diesen Tagen an sich gerissen hatte, den halben Frank sechs Mal werth.

Diese verschiedenen Wagen werden durch starke



Ketten aneinander, und sämmtlich wieder an den Dampf-  
wagen gehängt, so daß die vierte Gattung der Ma-  
schine am nächsten ist, und man für seinen halben  
Frank den Vortheil hat, beim etwaigen Springen des  
Dampfessels gleich bei der Hand zu sein, während  
die Bewohner der Dilligencen und Berlunen vielleicht  
den Nachtheil haben, erst von dem Unglücke zu er-  
fahren, wenn die andern schon längst todt sind.

Nächstdem hat die vierte Classe auch den Vor-  
zug, einigen Aschenstaub, Feuerflocken oder dergl. gra-  
tis auf den Rock zu bekommen, wovon schon die dritte  
unter dem Segeltuch nichts bemerkt.

Wir hatten uns eingeschachtelt und harrten in  
größter Spannung — ich wenigstens als Neuling —  
der Abfahrt. Auf den Fall, wo die zu rasche Be-  
wegung mit den Athem versehen sollte, daß ich ersticke,  
hatte ich ein kleines Testament in meiner Briestafche  
gemacht, wobei als wesentlichstes Erbstück der Man-  
telsack figurirte, den ich verloren glaubte. Mein Erbe  
erhielt das volle Recht der freien Nachforschung auf  
eigene Kosten. Ein Testament war überhaupt gut,  
denn der Dampfessel konnte plagen, die Maschine ir-  
gendwo anrennen, daß wir Alle in tausend Splitter  
fuhren, und anderes mehr, was auf Eisenbahnen  
täglich vorkommt und man gewohnt werden muß.

Jetzt wird das Zeichen gegeben: Achtung. Es geht vorwärts! —

Ah! Ha! Ah! Ay! — in diesen vier abweichenden Dialektformen schrie die ganze Reisegesellschaft plötzlich auf, wegen eines unvermutheten Ruckes, den jeder bekommen hatte, ungefähr als habe man eine Elektrifiziermaschine unvorsichtig angefaßt. Doch Ursache und Schreck waren rasch vorüber. Jetzt begann die Maschine taktmäßig zu stampfen, und wir rückten vorwärts. „Wie? Ist das der pfeilschnelle Schuß auf der Eisenbahn? Ein lahmes Pferd trabt ja rascher?“ — So sagte ich, als der Stempel der Maschine begann, und in halben Taktnoten das Tempo markierte, aber es mußte ein *accelerando* in der Partitur, wornach er sein Stück spielt, stehen, denn nach wenigen Momenten war er schon auf Viertel; dann schlug er Viertel-Triolen, dann Achtel, Sechzehnthelle, endlich Zweiunddreißigstel, so rasch sie nur Kalkbrenner oder Gusikow spielen. An diesem Tempo berechnete ich die Schnelligkeit zuerst; denn leider wollte mir weder der Athem verfest werden, noch bekam ich Beklemmungen, noch plagte der Kessel, — kurz, mein Testament blieb zu meinem Aerger unnütz, und es ereignete sich gar nichts von Belang, um in einer empfindsamen Reise berichtet zu werden. Ich saß vielmehr so bequem wie auf meinem Arbeitsstuhl,

wenn ich den Schlaftrock anhab und die Feder schneide, um eine Reisetage zu schreiben.

Bäume und Sträucher dicht am Wege sausten vorüber, wie aus einer Kanone geschossen! — Die Ackerbeete von fünf Schritt Breite wechseln so rasch, daß man sie nicht zählen kann. — Der Kirchturm von Mecheln ärgert mich. Eben habe ich ihn noch so dicht vor mir gehabt, daß ich jede Linie des prachtvollen Baues unterscheiden konnte, und während ich eine Prise aus der Dose meines Nachbarn nehme und dreimal pflichtschuldigst niese, ist er (der Kirchturm, nicht der Nachbar) verschwunden. Ich glaube, ein Gauner von Pinetti hat ihn gestohlen! Wie? Ist's möglich? Dort ganz unten am Horizonte seh ich ihn so fern, daß er schon ganz blau und neblig aussieht! Der Henker! Es sind kaum drei Minuten, daß er hier dicht vor uns stand — und jetzt — es muß ein anderer Thurm sein! Dennoch es ist der von Mecheln und kein anderer. Aber drei Minuten machen auf der Eisenbahn eine Drittelsmeile aus, ja nach Umständen eine halbe. —

Himmel, mir wird schwindlig!

„Weshalb? was ist Ihnen?“ fragt mein Nachbar, ein habichtsnasiger Fünfziger, welcher deutsch spricht.

„Ich habe hier dicht neben dem Wege nach der

Erde gesehen; da verschwimmt ja Alles, es ist kein Gegenstand zu erkennen, man weiß nicht, fährt man über Land oder Meer!“ —

„Natürlich; drehen Sie nur einen Kreisel, so verschwinden Ihnen ja auch Farben und Figuren auf demselben zu einem nebligen Buntgrau; hier sausen Sie so rasch über den Erdboden, daß Moos, Pflanzen, Steinchen, Erde, kurz Alles durcheinander schwimmen und schimmern muß.“

„Unbegreiflich! — und ich empfinde doch gar keine Bewegung. Ich kann ja in meiner Brieftasche dabei schreiben.“

„Auch zeichnen, warum nicht?“

„Wahrhaftig! D, erlauben Sie wohl, daß ich zum Andenken Ihre Nase abzeichne? Sie hat gleich im ersten Augenblicke, wo ich Sie sah, einen so eigenthümlichen Eindruck auf mich gemacht.“

„Herzlich gern!“ sagte mein Nachbar, und schnupfte dazu eine große Prise, um mir die Nase im besten Lichte zu zeigen. — Ich zeichne und treffe sie vollkommen \*).

---

\*) Falls sich eine gehörige Anzahl Theilnehmer findet, bin ich bereit, sie auf Subscription als Kupferbelle, dieser Reise besonders herauszugeben.

Unter dem Zeichnen bemerke ich für die Beschauer meines Bildes, daß sie ja nicht glauben dürfen, man sehe auf der Eisenbahn nichts von der Landschaft und den Gegenständen, vor denen man vorüberfährt; keineswegs, diese erscheinen uns so ruhig und klar, als ob wir still ständen, da das Ungewisse des Blickes, den ein zitternder, stoßender Wagen auf der Chaussée verursacht, ganz wegfällt, und die Geschwindigkeit auch nur an Gegenständen sichtbar wird, die ganz dicht am Wege befindlich sind. Je ferner sie stehen, je unmerklicher wird es, ob man sich rasch oder langsam bewegt, und bei den fernsten, den Sternen, bleibt es sich ja ganz gleich, ob man fliegt oder ruht, ja wir bemerken ja nicht einmal den sausenenden Sturmflug unseres Erdballes daran.

Doch ich fahre in meinem Dialog fort.

„Was mag das dort unten am Horizont seyn?“

„Wo?“ fragt mein Fünfziger und sucht seine Brille. Doch ehe er sie aus der Tasche hat, sind wir schon so weit näher gerückt, daß ich den Gegenstand erkenne. Es ist eine Mühle. — Bevor der Nachbar die Brille abgewischt und aufgesetzt hat, sahe ich schon die Bewegung der Flügel. — Als er endlich mit seiner Sehmaschine im Reinen ist, liegt die Mühle schon hinter uns; er muß sich darnach um-

sehen, und sagt mir: „Das ist die Mühle von Bilvorde.“

„Bilvorde? Unmöglich, das ist ja über den halben Weg nach Brüssel.“

„Allerdings, wie sind auch schon so weit.“

„Aber wir sind ja kaum eingestiegen?“

„Ei, mein Herr, schon über dreizehn Minuten; länger dürfen wir durchaus nicht fahren bis Bilvorde; die Maschine hat eigentlich schon zu langsam gearbeitet.“

Ich horche nach dem Stempel der Maschine. Wie? Steht *ritardando* in der Partitur des Conducteurs? Der Takt wird ja langsamer, — Achtel, — Viertel, halbe Noten, eine Fermate, — die Wagen stehen still.

Am Wege sehen wir eine Volkversammlung; mir scheint ein kleiner Aufruhr im Werke, und ich freue mich, daß die Belgier mir auch ein Proßchen dieser Art zum Besten geben wollen. Doch es ist nichts damit. Die 150 bis 200 Leute sind nur versammelt, um mit uns zu fahren; kaum halten die Wagen, so stürzen sie herbei, wie italienische Räuber, die eine Post überfallen, und schwingen sich an allen Orten und Enden auf. Eben so rasch springen andre, die in Bilvorde bleiben wollen, herab. Es vergehen nicht zwei Minuten, und der Eisenbahncapellmeister

vorn auf dem Dampfswagen schlägt wieder seine halben Laktnoten an. Die Colonne rückt im langsamen Schritt weiter, aber derselbe wird bald zum Sturmschritt, zum Flug, und bevor fünf Minuten vorbei sind, sausen wir wieder fliegend durch die Läfte wie auf Astolf's Zauberroß oder Faust's Mantel.

Ich verwunderte mich jetzt aber nicht mehr, selbst nicht über die Schnelligkeit, mit der Bilvorde verschwindet, und das in den Zeitungen so oft genannte Schloß Laeken sichtbar wird; ja nicht einmal über Frage und Antwort meines nachbarlichen Freundes, der da zu mir sagt: „Was meinen Sie wohl, um wie viel uns das rasche Auf- und Abspringen der Leute verzögert hat?“ — „Nun?“ — „Um eine sehr starke halbe Meile. Denn durch das langsamere Tempo vor und nach dem Anhalten, und durch die ein bis zwei Minuten des Anhaltens selbst, entsteht eine Differenz von 6 Minuten, und diese reicht zu einer guten Wegstunde vollkommen hin!“ —

Die Wahrheit ließ sich nach den gemachten Erfahrungen nicht läugnen. —

„Beschrtester! Sagen Sie mir doch, was bedeuten diese Gardisten mit den geschulterten Besen, die hier überall am Wege stehen, wo ein Kreuzweg einfällt, und wie kommen Querüberfahrende über die Bahn?“

II.

11

„Die Gardisten sind Eisenbahnbeamte. Ihre Uniform besteht in einem Blechschilde von 3 Zoll Diameter am Arm, und in beliebiger Jacke und Hose oder Ueberrock; nur Sansculotten werden nicht ange stellt. Ihre Waffe ist jener lange Besen, mit dem sie theils die Eisenbahn zu fegen, theils als Telegraphen zu agiren haben.“

„Als Telegraphen? Erklären Sie mir das!“

„Sobald der Dampfswagen einen gewissen Punkt in der Bahn erreicht hat, schultert der Gardist am Kreuzwege und signalisirt durch den emporgehobenen Besen, daß von jetzt an kein Wagen, Reiter oder Fußgänger die Bahn passiren darf. In der Zwischenzeit dürfen Fußgänger dies ohne andere Ceremonien thun, als daß ihnen nachgefragt wird; für Reiter und Wagen aber wird dort jener Bohlschild vorwärts geschoben, der alsdann die Eisenschienen deckt, und auf dem die Wagen wie auf einer Brücke passiren.“

„Charmante Einrichtung. — Doch noch eine Frage erlauben Sie mir.“

„Ja, aber rasch, sonst kann ich sie Ihnen vor unserer Ankunft nicht mehr beantworten, denn ich sehe dort in der Ferne schon die Thürme des Brüsseler Stadthauses und die Kathedrale von St. Gudula.“

Sie liegen zwar noch in blauem Nebeldunst, aber ich wußte schon aus Erfahrung, wie rasch blaue Thürme



heranrücken. Ich fragte also eiligst: „Kann man denn den Dampfwagen auch so sicher anhalten, daß er vor dem bestimmten Punkte stehen bleibt?“

„Auf fünf Fuß Differenz läßt sich das genau bestimmen.“

„Das ist ja fast noch genauer, als bei bespannten Wagen?“

„Nun ich dünkte denn doch“ — fuhr mein Begleiter ordentlich unwillig auf, „man müßte ein Brett vor der Stirn und vor den Augen haben, wenn man nicht sehen sollte, daß nur ein Esel künftig mit Pferden fährt, wo er mit Dampf fahren kann!“ —

Ich schwieg einige Momente ganz betroffen, dachte aber in meinem Sinn, Hm! der Mann hat Recht! — „Sehen Sie das Windspiel! Sehen Sie, dort, dort! Es kommt auf uns zu. Aha, es läuft neben uns her, es kommt uns vor, so giebt es doch noch ein Wesen, das schneller ist als der Dampfwagen!“

„Wollen sehen!“ brummte der Krummnasige ingrimig.

„Sehen Sie, es hält sich neben unserm Wagen. — Ein ganz klein wenig bleibt es zurück.“ — Ich pffif und lockte; das Thier strengte sich an, konnte aber doch nicht bis zu uns kommen. Es blieb um eine, um zwei Wagenlängen hinter uns, bald war

es erschöpft und stand leuchtend still; in einer halben Minute war es schon nicht mehr sichtbar.

„Nun, wer kommt eher nach Brüssel, wir oder das Windspiel?“ fragte mein Nachbar ironisch — „und wie viel hunderttausend Windspiele brauchten Sie wohl, um diesen Convoy mit 400 Personen und zwanzig Wagen zu ziehen?“ Er schnupfte wieder und lächelte stolz. „Aber stop, wir sind in Brüssel, langsam gefahren, 31 Minuten! Fünf Lieues. Kaum elende Wettrennerschnelligkeit! — Leben Sie wohl, mein Herr!“ —

Mit diesen Worten sprang er aus dem Wagen und war mir im Nu aus dem Gesichte. — Ich war noch ganz erstarrt vor Staunen, daß ich wirklich schon in Brüssel sei. Mantel, Mantelsack, Alles hatte ich vergessen. Doch die Verwirrung, das Geschrei und Umherschwärmen der blauen Blousen, die wieder gleich Harpyen über die Wagen herfielen und abpackten, weckte mich. Eitends sprang auch ich hinab. — Mein Gott, welch tiefer Lehmdoth! — Ein halbes Duzend Kerle schrien um mich her. A la place royale! Place des Martyres! Au Boulevards! Es sind die Führer der Omnibus, welche die Reisenden für sechs Sous in das Innere der Stadt fahren; denn die Eisenbahn endet an dem Thore. Da fährt ein Gott mit etlichen Blousenjungen entgegen, der einen Man-

selfack unterm Arme hat. „Halt, Unseliger!“ rufe ich ihm zu; „Mein ist der Mantelsack und mir gehört er zu!“ — Der Junge fragt, ob er ihn mir tragen soll; ich bejahe, und will fort. Da fällt mir ein, daß das Hôtel de Flandre, wohin ich will, am place royale liegt. Ich höre einen Omnibus-Conducteur neben mir schreien „à la place royale,“ lasse mich in den Omnibus laden, der sich im Augenblicke mit gehöriger Fracht füllt, und fahre ab. —

O Himmel! O alle Heiligen! Jetzt erkenne ich, was eine Eisenbahn ist! — Sitze ich im Leichenwagen? Werden wir vor übermorgen noch am Hotel ankornmen, in diesem Schritte eines Trauermärchens? — Und dieses Gerumpel! Ist es denn ein Karren mit Steinen, auf dem ich sitze? — Ach! O! diese Rippenstöße! Ich glaube, Brüssel hat nur Knüttelbämme statt des Pflasters, oder wir fahren mit achteckigen Rädern! — Welch eine Ewigkeit währt diese Pein! Es klingelt. Wir halten. Sind wir an Ort und Stelle? — O nein, es ist ein Reisender, der absteigen will, wir haben kaum das Drittelheil des Weges zurückgelegt! —

Schon wieder einer! Abermals! Und noch einer. — Endlich, nach einer Ewigkeit, halten wir. — Ich sehe nach der Uhr, und habe über  $\frac{3}{4}$  Stunden gebraucht, um von dem Thore Brüssels bis nach dem

Gasthose zu kommen, also eine Viertelstunde länger, als um von dem 3 Meilen entfernten Mecheln bis an das Brüsseler Stadthor zu gelangen! Und doch trabten unsere Pferde. — —

Mit einer größeren Lobrede über die Eisenbahnen könnte ich nicht schließen. —

---

Hier, theure Beschauer, habe ich den letzten Strich zum Bilde im letzten Rahmen gethan, und auch die letzte Station der ganzen empfindsamen Reise zurückgelegt — wenn Ihr nicht noch einen dritten Cours verlangt, den ich in einem dritten Bändchen antreten müßte. Laßt mich aber nur erst mit mir darüber einig sein, dann werde ich's auch vielleicht mit Herrn Brockhaus, und zuletzt, was mir das Wichtigste ist, mit Euch. —

---